



GUT SCHÖN?

DIE
POSSEHL-STIFTUNG
IN LÜBECK



„Die Stiftung soll
dienen der Förderung
alles Guten und Schönen
in Lübeck.“

G. Hoffmann.

EMIL EIN100

Hundert Jahre
Possehl-Stiftung!

IMPRESSUM

Herausgeber: Possehl-Stiftung

www.possehl-stiftung.de

Konzept und Umsetzung: brand eins Medien AG

© brand eins Wissen, Hamburg 2019



Liebe Leserinnen und Leser,



unser Stifter Emil Possehl wollte, dass seine Stiftung „alles Gute und Schöne“ in Lübeck fördert. Doch wer definiert, was „gut“ oder „schön“ ist? Sicherlich nicht die Possehl-Stiftung. Nein – jede Generation, jeder Antragsteller, jedes Vorstandsmitglied, jeder einzelne Lübecker ist herausgefordert, eigene Antworten auf diese Frage zu finden. Anlässlich unseres hundertjährigen Jubiläums haben wir uns auf den Weg gemacht, herauszufinden, was sich hinter

diesen Antworten verbirgt. Bei der Auseinandersetzung mit unserer Geschichte, unserem Stiftungsgründer sowie unserem heutigen Tun stießen Historiker und Journalisten unter anderem auf folgende Werte: Vertrauen, Respekt, Eigeninitiative, Glück, Selbstbestimmung und Mut ...

Unsere Recherchen mündeten in einem Buch: „POSSEHL – Geschichte und Charakter einer Stiftung“. Es setzt sich detailliert mit den Motiven Emil Possehls zum Stiften und mit einem Jahrhundert wechselvoller Geschichte der Possehl-Stiftung auseinander (siehe Seite 11 in diesem Magazin). Und es entstand in Zusammenarbeit mit dem Team von brand eins Wissen die Idee zum vorliegenden Heft, das eine Außensicht auf das Handeln der Possehl-Stiftung im Hier und Jetzt darstellt. Die Journalisten sind in Lübeck ausgerechnet und haben einige der Aktivitäten unserer AntragstellerInnen und der Stiftung in ihren Reportagen eingefangen – das war uns viel lieber, als Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, irgendwelche vorformulierten Botschaften aus der Stiftung vorzulegen.

Unternehmen und Stiftung haben tatsächlich die vergangenen hundert Jahre überlebt: eine Weltwirtschaftskrise, eine mit der nationalsozialistischen Machtergreifung verbundene, umfassende Umstrukturierung des ganzen Staats- und Wirtschaftslebens und einen verheerenden Weltkrieg. Unternehmen und Stiftung sind beide weiterhin da. Und es geht beiden im Jubiläumsjahr der Stiftung

so richtig gut – finanziell und auch ideell. Sie sind in bester Verfassung, erfreuen sich bester Gesundheit.

Das ist vornehmlich den Menschen zu verdanken, die damals wie heute dafür einstehen, dass in Unternehmen und Stiftung erfolgreich gearbeitet wird und gute Entscheidungen getroffen werden, mit viel Mut, Weitsicht und Feingefühl. Dafür sei ihnen an dieser Stelle aufs Herzlichste gedankt.

Für uns Vorstandsmitglieder der Possehl-Stiftung ist es jeden Tag aufs Neue eine Riesenfreude, sich mit den guten Ideen der BürgerInnen unserer Stadt für ein schöneres Stadtbild, für eine noch bessere Bildung oder auch für ein sozialeres Miteinander beschäftigen zu dürfen – das ist ein großes Geschenk für alle. Hinzu kommen noch all die anderen vielfältigen Ideen und Vorhaben der LübeckerInnen aus den Bereichen Jugendarbeit, Sport, Musik, Kunst, Theater, Wissenschaft und weiteren Themenfeldern, die in Form von Förderanträgen täglich in der Stiftung ankommen. Was für eine reiche Stadt Lübeck doch ist!

Danken möchten wir mit diesem Heft und mit den Veranstaltungen in unserem Jubiläumsjahr insbesondere den Menschen, die die geförderten Aktivitäten erst ermöglichen: unseren Antragstellerinnen und Antragstellern. Denn eine Förderstiftung kann nur so gut sein wie ihre Anträge, hinter denen unermüdliches und unermessliches Engagement sowie zahllose gute Ideen stehen. Vielen Dank Ihnen allen!

Ein abschließendes Dankeschön geht an unseren Stifter – an Emil Possehl.

Was hätte er wohl heute – einhundert Jahre später – für „gut und schön“ befunden?

Max Schön
Vorsitzender des Stiftungsvorstands
der Possehl-Stiftung

Inhalt



EINSTIEG

In der Welt verdient, in Lübeck gestiftet
*Was die Possehl-Stiftung
über die Jahre in Lübeck gestiftet hat.*

Seite 4

Schweigen ist Gold
*Das Unternehmen Possehl erwirtschaftet das Geld
für die Possehl-Stiftung.
Und folgt dabei ungewöhnlichen Regeln.
Mit großem Erfolg.*

Seite 6



GEMEINSAM ERBLÜHT DIE STADT

Wir sind hier!
*Wer wohnt eigentlich in den hübschen Häusern?
Ein Streifzug durch die Altstadt.*

Seite 16

„Nich nalat'n“
*Wer sich für Hi-Fi oder IT interessiert, kennt JessenLenz.
Aber wussten Sie auch, dass die Erfolgsgeschichte
mit einem maroden Altbau begann?*

Seite 26



GEMEINSAM KÖNNEN WIR HELFEN

Die Erben der Hanse
*Die Stiftung „Schüler Helfen Leben“ veranstaltet
europaweit einen Sozialen Tag.
Damit tritt sie in die Fußstapfen der Hanse.*

Seite 34

Ein Zentrum für die Menschen
*Regine Groß ist Fischhändlerin – und eine Heldin des Alltags.
Lübeck verdankt ihr den neu gestalteten
Brolingplatz in St. Lorenz Nord.*

Seite 40



GEMEINSAM WERDEN WIR KLÜGER

Die Erkenntnis liegt im Detail
*Das Zentrum für kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck
vermehrt das Wissen um die Schätze der Stadt.*

Seite 48

Die Lübecker Küchengesellschaft
*Im Branchennetzwerk Food Regio arbeiten Lebensmittelhersteller,
Hochschule und Forschung am Essen der Zukunft.*

Seite 58

Hereinspaziert!
*Lübeck ist nicht Berlin, doch seine Theaterszene
kann locker mithalten. Wer das bezweifelt, war noch nie
bei der langen Nacht der Theater.*

Seite 66



GEMEINSAM SIND WIR REICH

Haste nix, biste nix
*Mit Schulden zu leben ist nicht einfach.
Aber man kann es lernen.*

Seite 80

Auf einer DIN-A-4-Seite
*Wie einfach, naheliegend, unbürokratisch und, ja,
vor allem hilfreich finanzielle Unterstützung sein kann,
zeigt der Lübecker Bildungsfonds.*

Seite 86



GEMEINSAM GEHEN WIR IN DIE ZUKUNFT

Niemand baut eine Hütte allein
*Der Geschichtserlebnisraum Roter Hahn ist ein
Freilichtmuseum zum Anfassen –
und ein Jugendprojekt mit weitreichenden Folgen.*

Seite 96

Platz für vieles
*Kunstrasenplätze sind strapazierfähiger als Naturrasen.
Das sorgt auch für stabile Beziehungen.*

Seite 104



STIFTUNGEN

Mächtig gemeinnützig
*23 000 Stiftungen geben in Deutschland jährlich
fünf Milliarden Euro fürs Gemeinwohl aus.
Sie bekommen dafür viel Lob, doch so mancher fürchtet auch
ihre ökonomische Macht. Beide Seiten liegen nicht falsch.*

Seite 112

Die Possehl-Stiftung ...
... in Zahlen

Seite 118

Lübecker Allerlei
Ein kleines Portfolio der guten Taten.

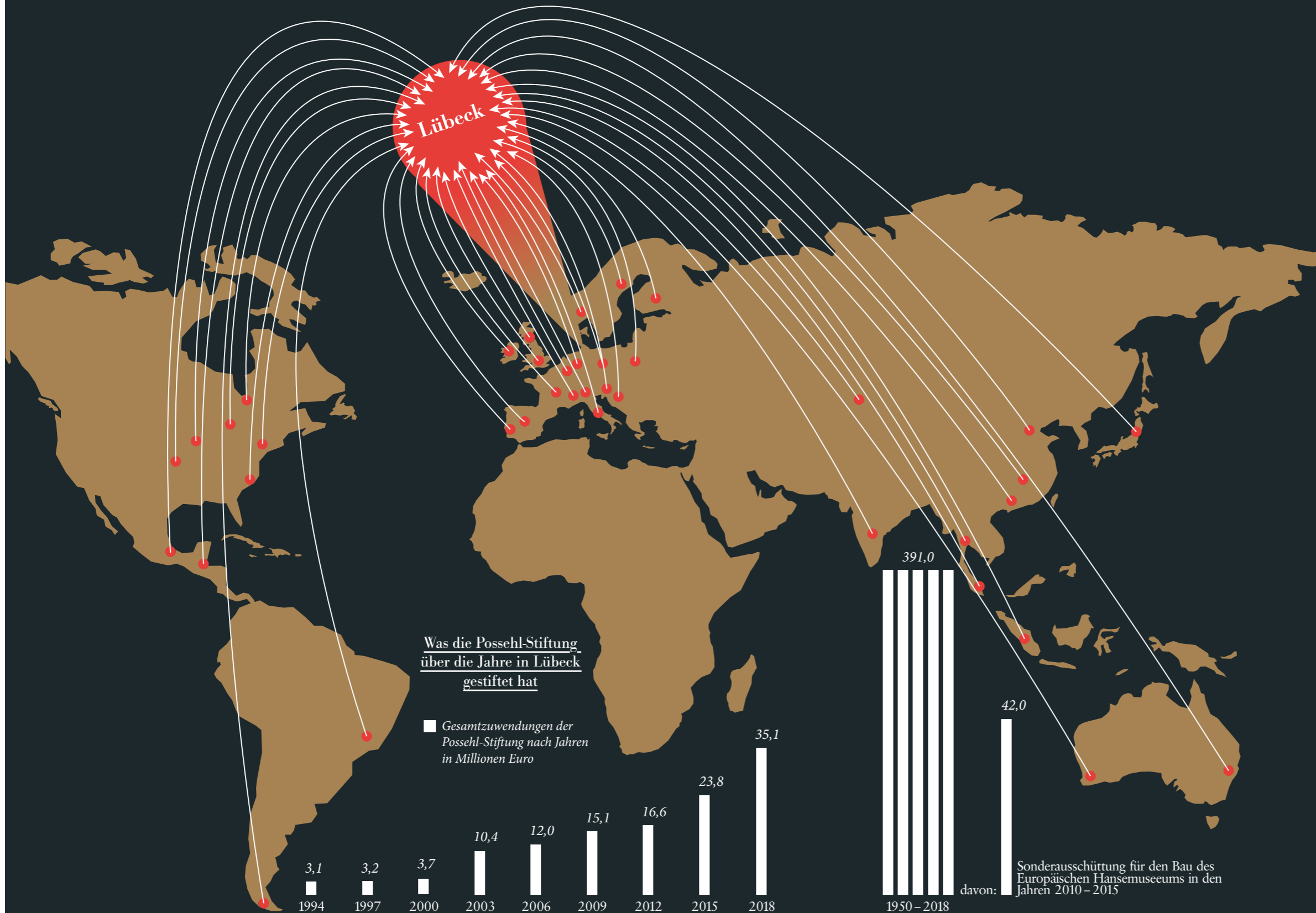
Seite 122

Was machen wir morgen?
*Der 100ste Geburtstag ist ein guter Anlass inmezuhalten,
sich zu erinnern, Bilanz zu ziehen. Und zu planen:
Wie geht es weiter? Wo wollen wir hin?
Was beschäftigt uns in den kommenden Jahren?*

Seite 132

In der Welt verdient,

in Lübeck gestiftet



Die Unternehmensgruppe Posschl

(im Jahr 2018)

insgesamt rund **200** Gesellschaften weltweit

Beschäftigte im Jahresdurchschnitt **13 365**

Umsatz in Millionen Euro **3764**

Die Geschäftsbereiche

BAULEISTUNGEN

Zahl der Unternehmen **27**

Zahl der Mitarbeiter im Jahresdurchschnitt 1657

Anteil am bereinigten Gesamtumsatz 2018 14,7%

DOKUMENTEN-MANAGEMENTSYSTEME

Zahl der Unternehmen **21**

Zahl der Mitarbeiter im Jahresdurchschnitt 893

Anteil am bereinigten Gesamtumsatz 2018 5,2%

DRUCKMASCHINEN

Zahl der Unternehmen **22**

Zahl der Mitarbeiter im Jahresdurchschnitt 1682

Anteil am bereinigten Gesamtumsatz 2018 9,9%

EDELMETALLVERARBEITUNG

Zahl der Unternehmen **9**

Zahl der Mitarbeiter im Jahresdurchschnitt 921

Anteil am bereinigten Gesamtumsatz 2018 6,8%

ELASTOMERANLAGEN

Zahl der Unternehmen **15**

Zahl der Mitarbeiter im Jahresdurchschnitt 2184

Anteil am bereinigten Gesamtumsatz 2018 18,4%

ELEKTRONIK

Zahl der Unternehmen **15**

Zahl der Mitarbeiter im Jahresdurchschnitt 1997

Anteil am bereinigten Gesamtumsatz 2018 12,1%

ETIKETTIERSYSTEME

Zahl der Unternehmen **19**

Zahl der Mitarbeiter im Jahresdurchschnitt 710

Anteil am bereinigten Gesamtumsatz 2018 5,9%

MITTELSTANDBETEILIGUNGEN

Zahl der Unternehmen **26**

Zahl der Mitarbeiter im Jahresdurchschnitt 1360

Anteil am bereinigten Gesamtumsatz 2018 9,3%

REINIGUNGSMASCHINEN

Zahl der Unternehmen **25**

Zahl der Mitarbeiter im Jahresdurchschnitt 1926

Anteil am bereinigten Gesamtumsatz 2018 17,6%

200

Unternehmen gehören zur Possehl-Gruppe,

deren Zentrale man über dieses Treppenhaus erreicht.



Schweigen ist Gold

Das Unternehmen Possehl erwirtschaftet das Geld für die Possehl-Stiftung. Und folgt dabei ungewöhnlichen Regeln. Mit großem Erfolg.

Text: Andreas Molitor Foto: Jens Umbach

Es gibt nicht viele Fälle, in denen sich der Charakter eines Unternehmens mit einer Anekdote am besten beschreiben lässt, doch die traditionsreiche, in Lübeck beheimatete Possehl-Gruppe ist einer. Vorstandschef Joachim Brenk freut sich jedes Mal, wenn er die gut 13 Jahre zurückliegende Episode erzählen kann, in der es um den „Friseur-Effekt“ geht: Karin Necker, die Witwe des einstigen BDI-Präsidenten Tyll Necker, hatte sich entschlossen, ihren familiengeführten Reinigungs- und Kehrmaschinen-spezialisten Hako zu verkaufen – an Possehl. Sie begründete das damit, dass sich in einer kleinen Mittelstadt wie Bad Oldesloe, der Heimat der Familie Necker, alles schnell herumspricht. Und „ich möchte, wenn ich die Firma verkauft habe, hinterher in Bad Oldesloe noch zum Friseur gehen können,

ohne dass die Leute hinter meinem Rücken tuscheln: ‚Guck mal, sie hat Millionen bekommen, und jetzt werden Mitarbeiter entlassen.‘“

Karin Necker kann bis heute entspannt ihren Stammfriseur besuchen und trifft auch sonst nicht auf entlassene Hako-Mitarbeiter: Als Mitglied der Possehl-Gruppe hat sich das Unternehmen stetig fortentwickelt, bietet den Beschäftigten sichere Arbeitsplätze und erwirtschaftet seit Jahren auskömmliche Gewinne.

Für das im Jahr 1847 von dem Lübecker Kaufmann Ludwig Possehl gegründete Unternehmen, das anfangs eine Eisen-, Blech- und Kohlenhandlung war, ist der Friseur-Effekt fast so etwas wie ein Lackmuestest. Die Gruppe vereint mittlerweile 200 Unter-

nehmen unter ihrem Dach und verspricht verkaufswilligen Unternehmern im Jahresbericht 2017, „dass ihr Lebenswerk bei uns in guten Händen ist“. Dies sei extrem wichtig, sagt Joachim Brenk, der den Vorstandsvorsitz im August 2017 von Uwe Lüders übernommen hat. „Wir würden uns nie erlauben, ein Unternehmen nach dem Kauf schlecht zu behandeln. Das entspricht nicht unserem Grundverständnis.“ Außerdem würde es sich schnell herumsprechen. Und welcher Mittelständler verkauft schon gern sein Lebenswerk an einen Käufer mit zweifelhafter Reputation?

Brenk könnte sicherlich beeindruckende Zahlen präsentieren, die belegen, wie vorzüglich sich das Gros des Firmenportfolios unter der Ägide der Possehl-Gruppe entwickelt hat. Doch mehr als der Satz „Die stehen fast alle sehr gut da“ ist ihm nicht zu entlocken. Das ist allerdings nicht weiter >

~ 4 Mrd.

Euro Umsatz erwirtschafteten die Unternehmen der Possehl-Gruppe zuletzt.

391 Millionen Euro – kennt dagegen kaum jemand. Und das, obwohl ihre Unternehmen gemeinsam fast vier Milliarden Euro Umsatz erwirtschaften und 13 365 Mitarbeiter beschäftigen. „Wir tragen unseren Erfolg nicht nach außen“, stellt Joachim Brenklar, „wir wollen nicht ständig in der Zeitung stehen.“ Besser noch: nie. An diesem Tag beispielsweise startet Possehl ein Joint Venture über 400 Millionen Euro, 1300 Leute werden in dem gemeinsamen Unternehmen arbeiten. Auf die Frage nach einer Pressemitteilung jedoch schaut Brenklar nur irritiert: Es werde keine geben. „Wir sehen darin keinen Nutzen.“ Auch um das Image der Marke macht sich der Vorstandsvorsitzende keine Gedanken. „Possehl ist keine öffentliche Marke, die für irgendetwas steht.“

überraschend, denn Possehl ist gemeinhin eines der verschwiegensten deutschen Unternehmen. Dieser Besuch eines Journalisten ist eine absolute Ausnahme. Der Vorstand hat noch nie zu einer Pressekonferenz geladen, und er hat auch nicht die Absicht, das in nächster Zeit zu tun. In Lübeck, aber auch darüber hinaus, ist der Name Possehl zwar bestens bekannt – gemeint ist allerdings fast immer die Possehl-Stiftung, die in der Hansestadt Stadtbild, Kunst, Kultur, Jugend, Wissenschaft und in Not geratene Menschen fördert.

Die Gruppe, die das Geld verdient, das die Stiftung ausgibt – seit 1950 insgesamt

Wer oder was ist Possehl?

Aber was ist Possehl dann? Ein Unternehmen, am Umsatz gemessen etwa so groß wie Miele, fast doppelt so groß wie Haribo und mit mehr Mitarbeitern an Bord als Puma. Nur dass diese Firmen in aller Munde sind. Aus dem Hause Possehl dagegen kommt nicht einmal ein Produkt, auf dem in großen Lettern der Name der Unternehmensgruppe prangt. Die Straßenkehrmaschinen von Hako beispielsweise firmieren nicht unter Possehl, sondern unter Hako oder Multicar. „Wir sind lediglich die finanzstarke Mutter, die einen schützenden Rahmen bietet und Möglichkeiten, sich zu entwickeln“, erklärt Brenklar. „Mehr nicht.“

Die L. Possehl & Co. mbH, so die korrekte Bezeichnung des Firmendaches, ist eine äußerst schlanke Holding mit nur 23 Mitarbeitern. Sie residiert in der Lübecker Beckergrube im gleichen unauffälligen Haus wie die Possehl-Stiftung – der Sitz großer Unternehmen fällt gemeinhin opulenter aus. Doch auch wenn die Zurückhaltung in der der Öffentlichkeit Possehls auffälligste Besonderheit sein mag, ist sie bei Weitem nicht die einzige. Bemerkenswert ist auch die Unternehmensmischung. Jeder Investmentbanker, der tagaus, tagein das Credo der Kernkompetenzen predigt, bekäme beim Anblick der kunterbunten Possehl-Firmensammlung den Drang, einige Unternehmen schnell zu verkaufen oder an die Börse zu bringen. Possehl dagegen verfolgt konsequent das aus der Zeit gefallene Konzept des Gemischtwarenkonzerns. Im Portfolio finden sich Etikettiersysteme, Druckmaschinen, Miniaturglühlampen, Anlagen für die Kautschuktechnik, Badezimmervorleger, Kuvertiermaschinen, Roboterschweißzangen, Kehrmaschinen, aber auch Unter- >

13 365

Mitarbeiter arbeiten weltweit für die Possehl-Gruppe.

nehmen, die sich mit Rohrreinigung befassen oder mit Straßenbelägen, Denkmalpflege, Bauwerksanierung und vielem mehr.

Und es geht immer weiter, allein im vorigen Jahr gab es fünf Neuzugänge. Das soll auch so bleiben: Unablässig suchen die Lübecker geeignete Übernahmekandidaten. Der Geschäftsbereich Mittelstandseteiligungen fahndet nach Familienunternehmen, die keinen Nachfolger finden oder sich die Digitalisierung nicht zutrauen. Schwere Sanierungsfälle, bei denen offensichtlich ist, dass man, wie Brenk sagt, „durch Blut waten muss“, holt man sich allerdings nicht an Bord. „Das passt nicht zu einer gemeinnützigen Stiftung“, sagt er. Man möchte sich eben von keinem Gewerkschaftssekretär anhören müssen: „Ihr investiert in alte Backsteine, und in euren Firmen werft ihr Hunderte Leute raus.“

Joachim Brenk weiß, wie die meisten Finanzinvestoren mit den Unternehmen umgehen würden, die er zu Possehl holt, er hat oft genug mit ihnen zu tun. Manchmal sitzen sie mit am Verhandlungstisch, wenn ein Verkauf eingefädelt wird, dann wieder konkurriert Possehl mit ihnen in einer Bierschlacht. Die Firmenjäger trimmen ihre Akquisitionen schnell auf Profitabilität und müssen dafür oft tief schneiden, filetieren, tranchieren oder zerschlagen, was für die betroffenen Betriebe am Ende fast immer auf Arbeitsplatzabbau hinausläuft. Nach drei, vier Jahren lassen sich die Firmen dann gewinnbringend verkaufen.

Bei Possehl macht sich niemand Gedanken um Exit-Strategien. „Gerade das macht doch unseren guten Ruf aus“, erklärt Brenk, „dass wir Unternehmen nicht kaufen, um sie ein paar Jahre später mit Gewinn wieder loszuschlagen. Wir wollen keinen einmaligen Verkaufserlös, sondern jährliche Dividenden.“

Im Mittelstand hat sich das „Modell Possehl“ mittlerweile herumgesprochen,

und das nicht nur in Deutschland. Anfang des vergangenen Jahres erwarb die Unternehmensgruppe einen im englischen Birmingham beheimateten Produzenten und Zulieferer für die Schmuckindustrie. Das Eigentümer-Ehepaar kam zum Vertragsabschluss nach Lübeck. „Sie haben bei Weitem nicht den besten Preis geboten“, sagten sie zu Brenk, „aber wir haben gehört, dass ihre Gewinne einer gemeinnützigen Stiftung zugute kommen. Deshalb verkaufen wir an Possehl.“

Alles Gute und Schöne

Die Wurzeln der Symbiose zwischen Unternehmen und Stiftung reichen genau ein Jahrhundert zurück. Emil Possehl, der älteste Sohn des Firmengründers Ludwig Possehl, hatte das Handelsunternehmen 1873 übernommen und es ins industrielle Zeitalter geführt. 1915, vier Jahre vor seinem Tod, setzte der Unternehmer, dessen Ehe kinderlos geblieben war, eine Stiftung zur Erbin des gesamten Firmenvermögens ein. Damit war das Unternehmen für alle Zeit gegen einen Verkauf geschützt. „Mein größter Wunsch ist es, dass die Früchte meines Lebenswerkes meiner geliebten Vaterstadt, der freien und Hansestadt Lübeck, zugute kommen mögen“, bestimmte Emil Possehl. Die Stiftung, die nach Possehls Tod im Jahr 1919 rechtskräftig wurde, solle „der Förderung alles Guten und Schönen in Lübeck“ dienen.

Mit der Übertragung an die Stiftung erhielt das Unternehmen eine neue Raison d’Être. Sein primärer Daseinszweck besteht seitdem darin, mit einer regelmäßigen Dividende das Wirken der Stiftung zu finanzieren. Das Unternehmen, sagt Joachim Brenk, „stellt sich in den Dienst der Stiftung“. Weder soll es dem finanziellen Wohl anonymer Aktionäre dienen noch den Reichtum einer Eigentümerfamilie mehren. Gewinne >

werden entweder reinvestiert oder an die Stiftung ausgeschüttet. Manchmal sagt Brenk im Gespräch mit Großkunden halb im Scherz: „Nun quetscht doch nicht den letzten Cent aus uns raus, ist doch alles für einen guten Zweck.“ Dann lacht sein Gegenüber zwar, aber „selbst manch harter Chefeinkäufer weiß schon, dass es einen Unterschied macht, ob man mit uns verhandelt oder mit einem Eigentümer, der findet, dass seine 30-Meter-Jacht eigentlich schon wieder zu klein ist. Oder mit einem Hedgefonds-Manager, der die Firma in drei Jahren eh weiterreicht.“

Politik der ruhigen Hand

Der Zweck prägt auch das unternehmerische Gebaren. Nicht schneller Profit zählt, sondern Berechenbarkeit und Kontinuität. Brenk sagt, man könne es sich nicht erlauben, „die Dividende ausfallen zu lassen, weil man sich mit riskanten Geschäften verzockt hat“. Deshalb pflegt man eine Firmenpolitik der Langfristigkeit mit ruhiger Hand. Und akzeptiert, dass ein Teil des Portfolios entsprechend seines jeweiligen Zyklus lediglich eine magere Rendite erwirtschaftet; auch ein „Verlustbringer wird nicht gleich geköpft, sondern schnell wieder auf Spur gebracht“.

Krisenfestigkeit ist bei der Zusammensetzung des Portfolios ein ehernes Gebot. Das bewährte sich zuletzt in der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009, als der Auftragseingang in den produzierenden Possehl-Gesellschaften dramatisch einbrach. In der Edelmetallsparte dagegen, erinnert sich Brenk, „fuhr die Belegschaft angesichts

explodierender Goldpreise Nachtschichten, und die Ergebnisse stiegen in ungeahnte Höhen – ein echter Krisengewinner“.

Üblicherweise werden Krisen mit staatlichen Konjunkturprogrammen bekämpft, „der Bau ist also unser Frühzykliler“. Das zweite Segment rutschte somit schnell in die Gewinnzone, die Standardmaschinenbauer folgten, und schließlich schoben auch die Anlagenbauer den Ertrag wieder mit an. So mäandert die Ertragskurve durch Boom- und Krisenzeiten.

Allerdings fordert das Bestreben nach Kontinuität auch Opfer. Ausgerechnet die Wurzeln des Unternehmens im Handel sind mittlerweile fast vollständig gekappt. Die entsprechende Firma wurde verkauft, auch weil das Handelsgeschäft unmittelbar am Auf und Ab der Konjunktur hängt. Das verträgt sich nicht mit dem Ziel der Stetigkeit. Außerdem muss sich auch Possehl dem Wandel stellen beziehungsweise will ihn aktiv mitgestalten.

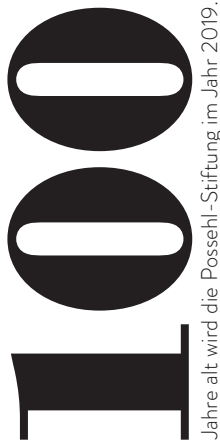
Ein verbindliches Leitbild für alle 180 Firmen der Gruppe, eine Magna Charta sozusagen, gibt es allerdings trotz der hehren Ziele nicht. Niemand kippt eine Konzernkultursoße über das vielstimmige Possehl-Firmen-Ensemble. „Warum sollten wir so etwas machen?“, fragt der Vorstandsvorsitzende Brenk. „Jedes unserer Unternehmen hat seine eigene Geschichte und seine eigene DNA, nur der Geist des mittelstän-

dischen Unternehmertums ist immer gesetzt.“ Der Chef arbeitet selbst mit, es gibt keine Assistenten, man agiert bodenständig.

Für die Firmen aus dem Portfolio sucht Brenk folgerichtig keine konzernhörigen Manager, keine „hired guns“, sondern eigenverantwortlich handelnde Unternehmertypen. „Ich zeig’ Ihnen mal was“, sagt er und holt einen dicken Ordner mit dem monatlichen Zahlenwerk aus dem Nebenraum. „Das ist unsere Bibel. Solange diese Zahlen in Ordnung sind, lassen wir die Firmen in Ruhe arbeiten.“

Unternehmen verkaufen dürfen die Geschäftsführer natürlich nicht. Oder ein neues Gebäude für mehrere Millionen Euro errichten, ohne das Vorhaben mit der Holding abzustimmen. „Aber mit dem Tagesgeschäft haben wir nichts zu tun. Ob sie einen Auftrag annehmen oder nicht, entscheiden die Unternehmen selber.“ Fragen können sie jedoch immer – „wir Vorstände haben selbst viele Jahre Geschäfte geführt und sind als Sparringspartner durchaus brauchbar.“

Nur wenn es nicht gut laufe, wenn die Zahlen schlecht seien oder ein negativer Trend erkennbar sei, ziehe man in der Beckergrube die Leine straff. „Dann zoomen wir etwas näher ran“, sagt Brenk, „fahren hin oder bestellen das Management zum Rapport.“ Das könne durchaus unangenehm sein, weiß der Vorstandschef. „Wer das einmal mitgemacht hat, sieht zu, dass es nicht noch einmal so weit kommt.“



Jahre alt wird die Possehl-Stiftung im Jahr 2019.

1847

wurde das Unternehmen Possehl vom Kaufmann Ludwig Possehl gegründet.

Ein glühender Patriot

Für die Aufarbeitung der eigenen Geschichte haben externe Beobachter meist den besseren Blick. Die Possehl-Stiftung hat dafür den Historiker Axel Schildt gewählt. Was hat er herausgefunden über den Lübecker Mäzen?

Text: Andreas Molitor

Wer war Emil Possehl, und was trieb ihn an? Warum legte er am Ende seines Lebens als erfolgreicher und geachteter Unternehmer sein gesamtes Firmenvermögen in die Hände einer gemeinnützigen Stiftung? Welch schwierige Zeiten durchlebte diese Stiftung, bevor sie zu ihrer heutigen, weit über die Stadtgrenzen hinaus anerkannten Rolle als Förderin „alles Guten und Schönen in Lübeck“ fand?

Dies sind nur einige der Fragen, die sich der Hamburger Historiker Axel Schildt gestellt hat. Schildt, emeritierter Professor an der Universität Hamburg und ein ausgewiesener Kenner der deutschen Sozial- und Kulturgeschichte, hat im Auftrag der Possehl-Stiftung die Historie der Unternehmensgruppe und der von Emil Possehl gegründeten Stiftung erforscht – von den Anfängen des Unternehmens als Lübecker Kohlen- und Eisenhandel in den 1840er-Jahren bis in die Gegenwart, wo Unternehmen und Stiftung als Musterbeispiel einer Symbiose aus wirtschaftlichem Erfolg und gemeinnützigem Wirken gelten. Im Mai 2019 erschien im Murmann-Verlag das Buch „POSSEHL – Geschichte und Charakter einer Stiftung“.

Herr Professor Schildt, wenn Sie den Unternehmer, Stiftungsgründer und Bürger Emil Possehl in zwei Sätzen charakterisieren müssten – wie würden die lauten?

Axel Schildt: Emil Possehl war auf der einen Seite ein äußerst innovativer und strategisch weit voraus denkender Unternehmer, in politischer Hinsicht dagegen konservativ-staats-tragend und kaisertreu, ein glühender Patriot. Seine Biografie spiegelt die gesellschaftlichen Ambivalenzen des Kaiserreichs wider. >

Als Possehl am 4. Februar 1919 starb, war der Erste Weltkrieg gerade verloren gegangen; Deutschland lag im Revolutionsfieber. Wie hatte der Stiftungsgründer den politischen und militärischen Untergang des Kaiserreichs erlebt?

Die Kriegsniederlage stürzte ihn in eine schwere persönliche Krise. In einem Brief an einen Freund sprach er von der „ungeheuren Schande, der Schmach, die über unser Heer und unsere Flotte und damit über das ganze Reich gekommen ist“. Glücklicherweise seien jene, „die draußen gebettet wurden und die das ganze Elend nicht mehr sehen“. Der verlorene Krieg bedeutete auch wirtschaftlich eine Zäsur für das Unternehmen. Die Rüstungsindustrie hatte bei Possehl große Mengen an schwedischem Roheisen bestellt; vor allem die Granatenherstellung hatte für gute Gewinne gesorgt. 1916 war das Geschäft in der Eisen- und Stahlsparte des Unternehmens fast vollständig vom Heeresbedarf abhängig. Jetzt, nach Kriegsende, waren die Possehl-Unternehmen in Russland verloren; geplatzte Kriegsanleihen mussten durch den Verkauf von Rechten an schwedischen Erzgruben finanziert werden.

Diese geistige Verbundenheit Possehls mit dem Kaiserreich – wie lässt sich die erklären?

Possehl hatte seinen gesamten beruflichen Aufstieg in der wilhelminischen Zeit absolviert, sein Ruf als Unternehmer, Bürger und Politiker war in seiner Wahrnehmung mit der Bewahrung des gesellschaftlichen Status quo verknüpft. Das für ihn prägende Erlebnis war eindeutig der Sieg gegen Frankreich 1871. Als junger Husar hat er selbst in diesem Krieg gekämpft. Und als Lübeck die Heimkehr seiner Kriegshelden feierte, ritt er an der Spitze des Triumphzuges.

Die Novemberrevolution, die nur kurz vor seinem Tod ausbrach, muss ihn mit großer Angst erfüllt haben, vielleicht auch mit Abscheu.

Es gibt dazu keine Quellen, aber aus seiner Sicht war das sicherlich Pöbel, der sich da breitmachte. Man wusste ja nicht, wie das ausgehen würde. Die Angst vor einer proletarischen Revolution, vor Terror und Chaos, vor einer blutigen Revolution, wie sie gerade Russland heimgesucht hatte, wütete in den Köpfen vieler Menschen, vor allem des wohlhabenden Bürgertums.

Erst wenige Wochen vor seinem Tod wendete sich für Possehl das Blatt wieder zum Besseren: In Berlin hatten Freikorps* den Januaraufstand blutig niedergeschlagen, die Spartakistenführer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg waren ermordet, das Schreckensszenario einer Diktatur des Proletariats fürs Erste gebannt.

Wie war sein Verhältnis zur Arbeiterschaft und den Gewerkschaften?

Auch hier ist die Quellenlage leider dürftig. Man weiß wenig darüber, wie es in seinen Betrieben in Lübeck, in Schweden oder Russ-

land tatsächlich zuging. Zur Arbeiterschaft hatte er wohl eher ein Nicht-Verhältnis. Man kann Emil Possehl – wie viele seiner Unternehmer-Zeitgenossen – als klassischen autoritären Firmendiktator bezeichnen, der sich mit den Gewerkschaften und mit Tarifverträgen nicht anfreunden konnte. Das hat aber nichts mit Manchester-Kapitalismus zu tun, mit Ausbeutung und unmenschlichen Arbeitsbedingungen. Seine Arbeiter und Angestellten wurden für damalige Verhältnisse ordentlich entlohnt. Während des Ersten Weltkriegs etwa zahlte Possehl den Beschäftigten, die zur Armee einberufen worden waren, ihre Löhne und Gehälter weiter.

Seine Mitgliedschaft im „Alldeutschen Verband“ rückt ihn in bedenkliche Nähe zu den völkisch-nationalistischen Vorläufern des Nationalsozialismus.

Sein tatsächliches Engagement im Rahmen des Alldeutschen Verbandes ist nicht rekonstruierbar. Mittlerweile gilt als sicher, dass er den Alldeutschen 1911 beitrug und nicht zu den Gründungsmitgliedern dieses Verbandes gehörte, der vor dem Ersten Weltkrieg zunehmend rassistische und antisemitische Positionen vertrat. Von Possehl selbst sind keine entsprechenden Äußerungen überliefert. Man kann nur vermuten, dass er sich der Schicht, aus denen sich in Lübeck die Alldeutschen rekrutierten – in erster Linie Fabrikanten und Großkaufleute – verbunden fühlte und seine Mitgliedschaft eher eine Art Milieuzugehörigkeit dokumentiert als ein dezidiertes politisches Statement. Ihm wird eine Gemeinschaft vaterländisch gesinnter Bürger vorgeschwebt haben, die auch den eigenen Geschäftsinteressen nützlich sein könnte.

Das klingt ein wenig, als könnte er Thomas Mann als Inspiration für die „Buddenbrooks“ gedient haben – ein Roman, der dem Untergang einer Lübecker Kaufmannsfamilie gewidmet ist.

Emil Possehl kannte insbesondere Thomas Manns Vater gut. Schließlich wohnten die Manns eine Zeit lang direkt neben Possehls Geschäftssitz in der Beckergrube. Possehl selbst schätzte die Buddenbrooks überhaupt nicht. Die Beschreibung der wirtschaftlich und politisch herrschenden Schicht Lübecks, zu deren Exponenten er selbst gehörte, als untergehende Klasse empfand er wohl als Affront. Die Buddenbrooks seien „ein Zerrbild lübscher Familien- und Kaufmannsgeschichte“, schrieb er nach der Lektüre des Buches. Das Buch habe „keinen moralischen Fond“.

Zwanzig Jahre nach Possehls Tod übernahm die NS die Kontrolle über Firma und Stiftung. Eine typische Gleichschaltungsgeschichte?

Das NS-Wirtschaftssystem war ja – zumindest in den ersten Jahren – keine totale Kommandowirtschaft. Unternehmen wie Possehl behielten eine weitgehende Selbstständigkeit, hatten allerdings mit

den Restriktionen, vor allem mit der Devisenbewirtschaftung**, zu kämpfen. Der Aufsichtsrat wurde schon im Herbst 1933 mit Nazis besetzt, danach begnügten sich die Machthaber zunächst mit der Loyalität der leitenden Angestellten, von denen die meisten – zumindest formal – freiwillig eine NSDAP-Mitgliedschaft beantragten. Ob es Druck gab oder ob sie aus Gründen der Opportunität eintraten, ist schwer zu beurteilen. „Jeder Mitarbeiter im Hause Possehl hat sich jederzeit als nationalsozialistischer deutscher Arbeiter zu fühlen und danach zu handeln“, hieß es in einer Grundsatzrede des nationalsozialistischen Senators Hans Böhmcker 1935. „Wer das nicht kann oder will, der bleibt dem Hause Possehl fern.“

Lübeck war eine der Rüstungsschmieden des Reiches. Gilt das auch für die Unternehmen der Possehl-Gruppe?

Eine Firma wie Possehl, die in großem Umfang mit Rohstoffen für die Schwerindustrie handelte, profitierte erheblich von der Aufrüstung, egal ob es um Eisen für den Westwall ging, um Sprengstoff für die Wehrmacht oder um Asbest für die Heeresbauämter. Zu den Rüstungsunternehmen Possehls gehörten etwa die Lubeca-Werke in Lübeck als Zulieferer von Flugzeugteilen für Dornier.

Beschäftigten die Possehl-Firmen Zwangsarbeiter?

Darüber weiß man kaum etwas. Gegen Ende des Krieges hatten sich Teile der Stadt in Ansammlungen von Zwangsarbeiterlagern verwandelt, und wie alle Lübecker Unternehmen bemühten sich auch die zum Possehl-Konzern gehörenden Firmen um die Zuweisung von „Fremdarbeitern“.

Allerdings finden sich nur wenige Hinweise, wo tatsächlich Zwangsarbeiter eingesetzt wurden – beispielsweise in den Lubeca-Werken und im Hochofenwerk. Manchmal stößt man in den Aufsichtsrats-Protokollen auf Formulierungen, die den Einsatz von Zwangsarbeitern zumindest erahnen lassen, etwa: „Die Arbeitskräfte sind in der Arbeitsleistung nicht immer gut.“

Und was war mit der Stiftung geschehen?

Die war sehr viel schneller und konsequenter vollständig von der lokalen NS-Clique, die überwiegend aus jungen, juristisch ausgebildeten ideologischen Überzeugungstätern bestand, gekapert und instrumentalisiert worden. Die Stiftung wurde – abgesehen von Spenden für das NS-Winterhilfswerk – beauftragt, zukünftig ausschließlich Kredite für den Bau einer „Possehl-Siedlung“ im Nordwesten Lübecks zu vergeben, einer Art nationalsozialistische Mustersiedlung. Insgesamt entstanden 68 Häuser. Dass der Siedlungsbau dem Stifterwillen und den durch Emil Possehl festgelegten Stiftungszwecken völlig widersprach, interessierte offenbar niemanden.

391 Mio.

Euro hat die Possehl-Stiftung seit 1950 für ihre Stiftungszwecke bereitgestellt.

Der Historiker Axel Schildt ist emeritierter Professor für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg und war von 2002 bis 2017 Direktor der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Sozial- und Kulturgeschichte der Bundesrepublik sowie die Medien- und Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts.

* Freikorps nennt man die nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland entstandenen paramilitärischen Verbände, die im Auftrag der sozialdemokratisch geführten Reichsregierung nach dem November 1918 die linksradikalen Aufstände bekämpften. Sie bestanden aus ehemaligen Frontsoldaten und eilig rekrutierten ungedienten Freiwilligen.

** Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik war von Anfang an auf die „Wiederwehrhaftmachung des deutschen Volkes“ ausgerichtet. Knappe Rohstoffe und Devisen sollten daher primär für Zwecke der Aufrüstung eingesetzt werden. Unternehmen, die Waren oder Rohstoffe aus dem Ausland einführen wollten, mussten darauf hoffen, dass ihnen die dafür notwendigen Fremdwährungen zugeteilt wurden.



GEMEINSAM
ERBLÜHT DIE STADT

Der wichtigste Teil eines Hauses genau wie einer Stadt
sind die Bewohner. Das wusste auch Emil Possehl.
Dass er die Verschönerung der Stadt Lübeck dennoch
zum Stiftungszweck machte, hatte etwas mit seiner
Fähigkeit zu tun, auch hinter Fassaden zu schauen.
Schönheit ist in Lübeck kein Selbstzweck.
Die Stadt spiegelt die Gemeinschaft, die in ihr lebt –
und umgekehrt.

Wir sind hier!

Wer wohnt eigentlich in den hübschen Häusern?

Ein Streifzug durch die Altstadt.

Seite 16

„Nich nalat'n“

Wer sich für Hi-Fi oder IT interessiert, kennt JessenLenz.

Aber wussten Sie auch, dass die Erfolgsgeschichte mit einem maroden Altbau begann?

Seite 26

Wir sind hier!

Für Touristen ist Lübecks Altstadt eine fantastische Sehenswürdigkeit.
Doch für ihre Bewohner ist sie viel mehr.

Text: Peter Lau Foto: Antonina Gern

Es ist lange her, dass Stadtplaner historische Gebäude niederwalzten, um Städte zu erneuern, und dabei bestenfalls rhetorisch fragten: Wer braucht schon die alten Häuser? Spätestens seit der Vollendung der neuen Frankfurter Altstadt im vergangenen Jahr dürften endgültig alle Zweifel am Wert historischer Stadtkerne beseitigt sein. Zwar kostete die Bebauung des circa 7000 Quadratmeter großen Areals mehr als 200 Millionen Euro, doch nach kurzer Zeit war die Ansammlung alt wirkender Neubauten ein Besuchermagnet, der bereits 2019 zehn Millionen Touristen nach Frankfurt ziehen soll. Fortan gilt für Altstädte: Hast du keine – bau dir eine. Es lohnt sich!

Lübeck hat das bekanntlich nicht nötig. Schließlich gehört die etwa 100 Hektar große Altstadt mit ihren rund 5800 Gebäuden, in denen etwa 14 000 Menschen leben, seit 1987 zum weitaus größten Teil zum Welterbe der Unesco, so wie Ägyptens Pyramiden, die Chinesische Mauer, die Bergstadt Machu Pichu in den Anden oder die Athe-

ner Akropolis. Der historische Wert ist damit zweifelsfrei belegt. Nun muss man ihn nur noch erhalten. Das ist allerdings nicht so einfach.

Alte Häuser sind teuer, zumindest wenn man ihren historischen Kern bewahren möchte. Denn dafür braucht man, ganz wie früher, Handwerker, die kleinteilig mit der Substanz arbeiten. Das kostet Zeit und Geld. In Lübeck hat sich die Possehl-Stiftung die Erhaltung der Altstadt zu einer ihrer großen Aufgaben gemacht – die Sanierung aller folgenden Häuser wurde mit ihrer finanziellen Hilfe durchgeführt. Man könnte das für bloße Kosmetik halten, aber tatsächlich ist der Wert für die Menschen wie für die ganze Stadt sehr viel höher.

Die Architekturpsychologie hat einige Thesen über die Liebe der Menschen zu Altstädten, die weit über den naheliegenden Nostalgieverdacht hinausgehen. Ein zentraler Punkt ist auf den ersten Blick sofort ersichtlich: Während in modernen Städten der alles bestimmende Faktor der Autoverkehr ist, waren die Städte des Mittelalters am Menschen orientiert, an den Fußgän-

gern. Noch heute fördern enge Gassen die nachbarschaftliche Kommunikation auf der Straße oder gar von Fenster zu Fenster. Und Marktplätze sind immer noch Treffpunkte, auf denen man ins Gespräch kommt.

Daneben haben Studien gezeigt, dass Menschen auf eine abwechslungsreiche Bebauung besser reagieren als auf monotone Fassaden. Bleibt ein Gebäude über mehr als zehn Meter gleich, verschlechtert sich die Laune der Fußgänger messbar. In einer kleinteilig bebauten Altstadt ist das natürlich kein Problem. Außerdem wird angenommen, dass Altstädte den Gruppenzusammenhalt der Einwohner verbessern: Gebäude wie Kirchen, Rathäuser und andere schöne oder auffallende Häuser werden nicht nur Teil der eigenen, sondern auch einer gemeinsamen Identität.

Aber all das ist nur Theorie. Wer wirklich wissen will, wie alte Häuser auf die Menschen wirken, muss ihre Bewohner fragen. Dann erfährt er, dass Straßen Dörfer sein können, Weihnachten nirgends kuscheliger ist und man irgendwann nirgendwo anders mehr leben will. >





Kaiserstraße 3–5:

Familie Landschreiber

Oliver Landschreiber ist Nautiker, er fuhr einige Zeit Containerschiffe und gehört heute zu einem Team, das für Thyssenkrupp Marine Systems U-Boote testet – ein weltweit einzigartiger Service. Als Führungsperson auf hoher See ist er an das eigenverantwortliche Management komplexer Probleme gewöhnt, was ihm bei der Sanierung des Hauses seiner Familie sicher geholfen hat. Beziehungsweise: der Häuser. Denn die Familie Landschreiber bewohnt zwei benachbarte Gebäude.

Dazu kamen er und seine Frau Manja, die für die Landwirtschaftskammer Landwirte berät, unfreiwillig: Bei der Sanierung der Hausnummer 3 stellten sie Feuchtigkeit fest, die vom undichten Dach der Hausnummer 5 herrührte – das eine konnte ohne das andere nicht überleben. Die Häuser sind alt, die ersten Bauabschnitte stammen von 1180 und waren in schlechtem Zustand. „Das Haus war eine Ruine, wir waren die Einzigen, die es haben wollten“, sagt Oliver Landschreiber.

2005 begann das Paar mit der Sanierung, 2014 war es fertig. Acht Jahre Schutt schaufeln, bauen, viel Eigenleistung, daneben der Arbeitsalltag, zwischendurch bekamen sie auch noch ihre Kinder Franz, 11, und Frida, 7. „Man muss für so etwas Idealist sein“, sagt Landschreiber. Doch die Mühe hat sich gelohnt. Das Heim der



Landschreibers umfasst 210 Quadratmeter über vier Etagen, verbunden mit sieben Treppen. „Das klingt nach viel Fläche, aber es sind viele Durchgänge und kleine Räume, es könnte praktischer sein“, findet er.

Die Kinder sind dankbar für die dicken Mauern, hinter denen sie lärmern können, ohne Nachbarn zu stören. Und ihr Vater liebt ohnehin das ganze Viertel: „Wenn man abends durch die Altstadt schlendert und den Nachbarn durch die Fenster auf den Küchentisch guckt, wenn man an den vielen kleinen Häusern entlangläuft, entdeckt man auch nach zehn Jahren immer wieder etwas Neues, ganz besondere Details. Ich kann mir nicht mehr vorstellen, woanders zu wohnen.“ >



Fleischhauerstraße 79: *Ulrich Büning*

Die Fleischhauerstraße ist seit zwei Jahrzehnten Ulrich Bünings Heimat und Hobby. Der 80-jährige pensionierte Berufsschullehrer war schon von der Lübecker Altstadt fasziniert, als er vor 50 Jahren vom Niederrhein in die Hansestadt zog, doch erst 1999 landete er in seiner Straße.

Damals kaufte er mit einem Architektenpaar die Fleischhauerstraße 65, ein Gründerzeithaus, in dem die Architekten bis heute noch ihr Büro haben.

2006 erwarben sie auch das marode Haus Nummer 79: ein Vorderhaus von 1290 mit Seitenflügel von 1460. Die Gebäude stehen unter Denkmalschutz, deshalb haben sie sie überhaupt gekauft. Es sei ein idealistischer Rettungseinsatz gewesen, sagt Büning, den sie ohne die Possehl-Stiftung nie hätten bewältigen können. Er selbst wohnt heute in einem Anbau, der 1875 dem Seitenflügel hinzugefügt wurde und den er das Zwischenhaus nennt.



2012 begann Ulrich Büning über die Arbeit an den Gebäuden ein Buch zu schreiben: „Das Lübecker Dielenhaus Fleischhauerstraße 79 – Geschichte, Verfall, Rettung und Sanierung eines Denkmals“. Er veröffentlichte es 2014 und schrieb im Anschluss „Die Fleischhauerstraße – Leben im Weltkulturerbe Altstadt von Lübeck“, das im Jahr 2016 erschien. Das Thema ist wohl auch für Einheimische interessant, denn „die Lübecker, die hier früher gewohnt ha-

ben, sind rausgezogen, und die, die reingekommen sind und saniert haben, kamen von außerhalb. Das ist zum großen Teil bis heute so.“

Ulrich Büning liebt die Altstadt sehr, sie ist für ihn auch ein Ort der kurzen Wege: „Zum Friseur und zum Arzt habe ich 800 Meter, das ist schon weit.“ Veranstaltungen, Theater, Kino – alles befindet sich in Laufweite. „Hier haben viele Leute kein Auto, weil sie keins brauchen.“ >

Hartengrube 25: *Wolf-Dietrich Turné*

Im Gespräch wird bald klar, dass Wolf-Dietrich Turné die Geschichte seines Hauses nicht nur gut kennt, sondern sich ihr auch eng verbunden fühlt. Begeistert erzählt er, dass sich die Stecknitzfahrer, die das Salz über die Stecknitz von Lüneburg nach Lübeck transportierten, über fast 400 Jahre an dieser Stelle trafen, die bis heute existierende Kringelhöge feierten und in Ritualen unter anderem Rumgrog in Terrinen servierten. Allerdings nicht in dem Haus, in dem er lebt, das wurde erst 1904 erbaut, sondern im ehemaligen Stecknitzfahrer-Amtshaus, das zuvor dort stand. Doch die Tradition des gemeinsamen Trinkens ist geblieben.

Die meiste Zeit beherbergte das Gebäude Gastronomie, bis 1911 gab es sogar einen Tanzsaal und zuletzt das „Chapeau Claque“, das Turné bis 2016 geführt hat. „Das war eine Herrenkneipe, wie man früher sagte“, erzählt er, die bis 1996 sogar eine Klingel hatte und verhängte Fenster. Als Turné zumachte, weil Zeit für etwas Neues war und „Nachtarbeit über 50 auch nicht mehr so gut geht“, fand er, dass trotzdem weiterhin ein Lokal im Haus existieren müsse, schon allein um die Tradition zu erhalten. Also führt er nun die nach der Hausnummer

benannte Location 25, die man am Wochenende mieten kann und die sonst nur noch dienstags und donnerstags geöffnet ist. „Dienstags treffen sich hier vor allem die Nachbarn, wir sind in der Straße im Grunde wie ein kleines Dorf.“

Turné freut sich aber auch über Touristen, die die neu gegossenen Statuen des jungen und des alten Stecknitzfahrers bewundern, die sein Haus oberhalb der Tür schmücken. Und wenn Menschen in den Gastraum finden und er ihnen ebenfalls gefällt, „das ist auch schön“. >







Glockengießerstraße 44:

Kirsten Lorenz

Kirsten Lorenz lebt auf dem Dorf und ist froh darüber, denn in der Stadt zu wohnen, so nah bei der Arbeit, das wäre ihr zu viel. „Außerdem bin ich gern draußen, in der Natur.“ Aber arbeiten, ja, das tut sie hier gern, in dieser Ateliergemeinschaft, zu der noch Khatera Safi gehört, die in den Räumen eine Änderungsschneiderei betreibt, und Andrea Lehnen, die sie einmal die Woche für „Das kleine Gewandhaus“ nutzt, ein Jugendprojekt der Stadt Lübeck.

Lorenz ist seit 20 Jahren als Modedesignerin selbstständig, sie firmiert unter dem Namen Elfenfels, der lange vor der großen Elfenwelle entstand – Pate stand die Loreley. Sie ist auf Braut- und Abendmode spezialisiert, „ich habe ganz viel mit Verliebten zu tun“, was sich auch in den weichen, romantischen Entwürfen wiederfindet. Aber die Umgebung ist dafür ebenfalls wichtig: „Ich glaube nicht, dass ich in einem weniger schönen Stadtteil so arbeiten könnte.“

Das Haus, in dem die drei Frauen tätig sind, stammt aus dem 16. Jahrhundert, früher beherbergte es eine Brauerei. Es ist ein für die Lübecker Altstadt typischer Bau, ein prächtiges Einzelstück, das unter den vielen prächtigen Einzelstücken der Innenstadt aber nicht weiter auffällt.

Kirsten Lorenz mag die Altstadt. „Das Mittelalter war ja nicht immer die freieste und schönste Zeit, aber ich finde es wunderschön, wie wir heute in den Häusern von damals leben. Diese Hingabe, mit der die Menschen sich um ihre Häuser kümmern, dieses Interesse an alten Baustoffen und Fliesen, das schafft eine Gemeinsamkeit, das ist so befriedigend, so sinnstiftend.“ Am schönsten aber ist es in der Weihnachtszeit. „Ich freue mich schon darauf. Weihnachten in der Altstadt hat etwas ganz Kuscheliges.“ 🍷

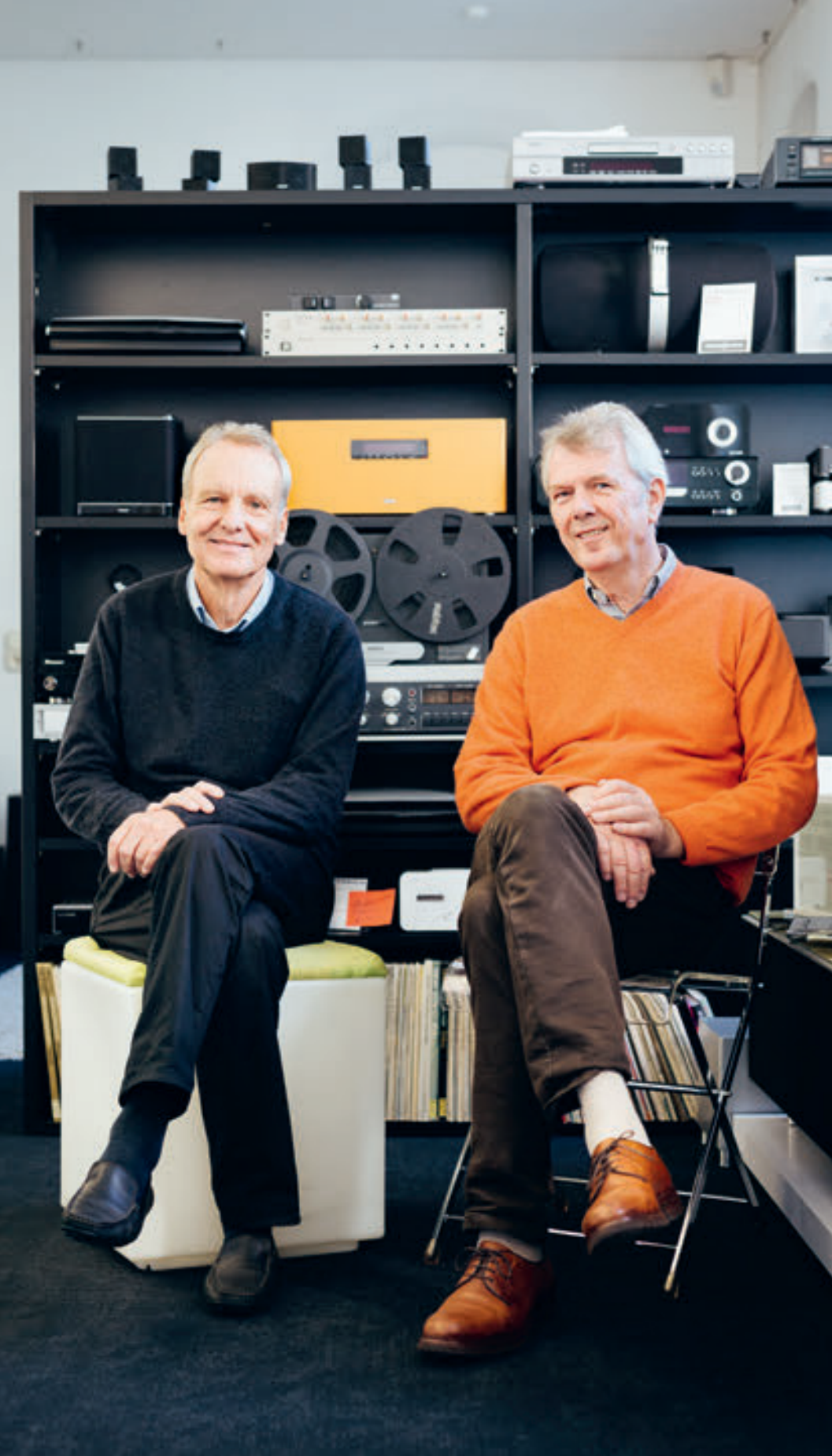




„Nich nalat'n“

Mit ihrem Hi-Fi-Studio und maßgeschneiderten IT-Lösungen genießen Joachim Jessen (im Bild rechts) und Hans-Jürgen Lenz weit über Lübeck hinaus einen hervorragenden Ruf. Keimzelle und Kraftpol des Unternehmens ist seit 38 Jahren ein denkmalgeschütztes Haus in der Wahnstraße.

Text: Andreas Molitor **Foto:** Enver Hirsch



Den Fischgeruch hat Joachim Jessen nicht vergessen, auch nach fast 40 Jahren nicht. Ein schwerer, tranger Mief hing in der Luft, als er gemeinsam mit Hans-Jürgen Lenz an einem Septembernachmittag des Jahres 1980 zum ersten Mal durch die Eingangstür in das dunkle Innere des Hauses in der Wahnstraße 36 trat und unter dem Teppichboden an einigen Stellen den weichen, verrotteten Untergrund spürte. Die in Lübeck nicht sonderlich gut beleumdete Fischbratküche „Aalkaten“ im Erdgeschoss war zwar schon vor einiger Zeit geschlossen worden, aber ihr Odem war in jede Pore gekrochen: in die Vorhänge, in die furnierten dunkelbraunen Spanplattenverkleidungen und auch in den Schlingenteppichboden, der müffelte, als sei er mit ranzigem Bratfett getränkt. Und erst die Toiletten – ein Strafgericht. Dort roch es zwar nicht nach Fisch, aber auch nicht besser.

Ein paar Monate später wünschten sich Joachim Jessen und Hans-Jürgen Lenz, der Fischgeruch wäre ihr einziges Problem.

Heimat für die Hi-Fi-WG

Die beiden jungen Männer waren damals auf der Suche nach einer größeren Bleibe für ihr Hi-Fi-Geschäft, das sie in einem zwölf Quadratmeter kleinen Ladenlokal in der Lübecker Altstadt bereits seit zwei Jahren führten. Sie hatten sich während des Studiums kennengelernt, waren Freunde geworden und hatten viel gemein, insbesondere die Liebe zur Musik und zu Hi-Fi-Anlagen, mit denen man feinste Details aus den Schallplatten herauskitzeln konnte, das leise Wischgeräusch etwa, das der Besen eines Jazz-Schlagzeugers auf dem Fell der Snaretrommel erzeugt. Auch bei der Auswahl ihrer Ehefrauen hatten Jessen und Lenz eine Linie verfolgt: Sie hatten Schwestern geheiratet. Nun wollten sie aus dem >



[1]

einer Diskothek, einem Sexkino und einem Imbiss in der Nachbarschaft war sie eher ein Gefilde für Nachtschwärmer als für gediegene Ladenlokale. Gut hundert Meter die Straße hinauf, in Haus Nummer 74, war am 5. Mai 1980 die siebenjährige Tochter von Marianne Bachmeier ermordet worden, die den mutmaßlichen Mörder später im Gerichtssaal erschoss.

Jessen und Lenz

ostholsteinischen Malente nach Lübeck übersiedeln, in ein Haus, das genug Platz für das Studio und außerdem zum Wohnen bot. Eine Art Hi-Fi-Kommune schwebte ihnen vor, bestehend aus vorläufig fünf Personen – das Ehepaar Lenz hatte damals schon eine kleine Tochter. Was die beiden Männer außerdem einte, das muss an dieser Stelle gesagt werden, war ein gewisser Mut zu sehr großen Schritten.

Teurer Sanierungsfall

In der Zeitung stießen sie auf ein Inserat. Ein denkmalgeschütztes Haus in der Wahnstraße stand zum Verkauf, im Herzen der Lübecker Altstadt, erbaut im Jahr 1557. Es war das Haus mit der Fischbratküche im Erdgeschoss. Mit mehr als 400 Quadratmetern Wohnfläche war es auf jeden Fall groß genug für all die Lautsprecher, Verstärker, Plattenspieler und Menschen. Und außerdem so günstig, dass die beiden den genauen Kaufpreis heute nicht mehr verraten mögen. Die Wahnstraße zählte damals nicht zu den besten Gegenden von Lübeck – mit

unterschrieben den Kaufvertrag, rissen die Fischbratküche heraus, schufen Platz für ihre Geräte und richteten sich im ersten Stock halbwegs wohnlich ein. Gekauft hatten sie das Haus in dem Glauben, man müsste es lediglich renovieren, etwas umfangreicher vielleicht. Neue Tapeten, ein bisschen Putz, ein paar Eimer Farbe, das würde reichen. Das Geld für einen Gutachter hatten sie gespart.

Schon bald stellten sie allerdings fest, dass die gesamte Haustechnik museumsreif war und die Leitungen in den Wänden vor sich hin faulten. Auch verursachte jeder Regenguss in ihrer Wohnung eine kleine Überschwemmung, weil das Dach an mehreren Stellen undicht war.

Doch es kam noch schlimmer: Das jahrhundertealte Haus, einst auf Holzbalken gegründet, die nun völlig marode waren, schien akut einsturzgefährdet. Bekannte, die sich mit Altbauanierung auskannten, begutachteten die Mängel und murmelten etwas von „Da bleibt nur die Hülle“ und „mindestens eine Million Mark“. Die beiden Geschäftspartner hatten ein Haus ge-

kauft, dessen Sanierung leicht ein Mehrfaches des Kaufpreises verschlingen würde.

Es war ein Desaster. Wie sollten sie, zwei Männer in den Zwanzigern, die ihr Hi-Fi-Hobby zum Beruf gemacht hatten, eine derartige Summe aufbringen? Der Laden warf gerade genug ab, um die Familien durchzufüttern. Allerdings hatte Hans-Jürgen Lenz sich bereits auf neues Terrain vorgewagt und verkaufte als erster Händler in Lübeck Personal Computer an Baufirmen, Arztpraxen und Rechtsanwaltskanzleien. Den Sharp MZ-80 beispielsweise, mit fest eingebautem Monitor und integriertem Kassettenrekorder. Doch auch dieses Geschäft kam vorerst nur zäh in Gang: Die meisten Leute wussten gar nicht, was sie mit so einem Gerät anfangen sollten.

Durchhalten als Lebensmotto

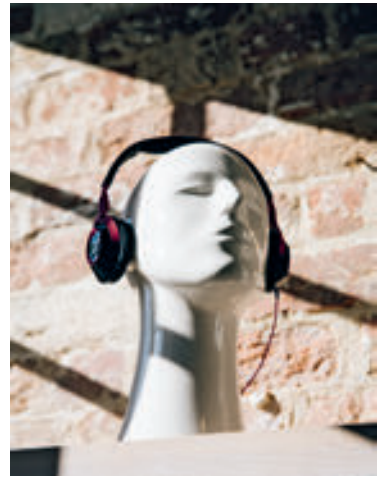
Sie klapperten die Banken ab. Meist dauerten die Gespräche nicht lange. Einmal, erinnert sich Lenz, „flogen wir so richtig klassisch raus, mit Türe aufhalten und ‚Raus!‘“. Er schleppte zu den Terminen stets einen Computer mit. In ein paar Jahren würde in jeder Firma und in jedem Haushalt so ein Ding stehen, versuchte er die Banker von seiner Geschäftsidee zu überzeugen, irgendwann vielleicht sogar tragbare. Die Kundenberater schauten ihn nur ungläubig an. Sie waren Nobodys, ohne jedes Netzwerk in der Stadt. „Wir gehörten nicht dazu“, sagt Jessen heute, „wir stammten halt nicht aus einer alteingesessenen Lübecker Familie.“

Schließlich vertraute ihnen ein Kundenberater der örtlichen Volksbank. Ihr Architekt riet ihnen, auch bei Stiftungen und der Denkmalpflege um Unterstützung anzufragen. So erhielten die Jungunternehmer je 50 000 Mark von der Possehl-Stiftung und der stadt-eigenen Grundstücks-Gesellschaft Trave. Eine andere Stiftung schenkte ihnen Balken, die sie dringend benötigten. Aber auch die Eltern hielten ihre schützende >



[2]

[3]



[4]

[1] Ausrangiert, aber geliebt: Inzwischen ist der Flaschenzug stillgelegt, doch er zeugt von der langen Geschichte des Altstadthauses. [2] Schmal, aber lang: Unter dem ersten Dachfirst befindet sich das Ladengeschäft von Jessen und Lenz. [3] Klein, aber fein: Das Ladengeschäft in der Wahnstraße war schon früh ein Mekka für IT-Liebhaber. [4] Präsentiert, aber nicht inszeniert: Hier zählt allein das gute Produkt.

Hand über das wagemutige Vorhaben. Vater Jessen bürgte bei der Bank für seinen Sohn, Vater Lenz streckte das Geld für den Dachdecker vor.

Ob sie nie daran gedacht haben, alles hinzuschmeißen und aufzugeben? „Nicht einen Tag“, sagt Lenz. „Das Durchhalten ist bei uns wohl eine Art Familiendisposition.“ Deswegen erzählen sie die Geschichte auch heute noch gern, als Mutmacher für junge Gründer, damit die sich nicht in die Riege der Zauderer und Zögerer einreihen, sondern sich etwas trauen, auch wenn es tollkühn anmutet, und sich durchbeißen. Bei den Sanierungsarbeiten stieß Lenz an der Decke auf einen Balken, darauf hatte mehr als hundert Jahre zuvor jemand geschrieben: „Nicht nalat'n“ – nicht nachlassen. Für die neuen Bewohner des Hauses wurde es zu einer Art Lebensmotto.

Vier Jahre, von 1981 bis 1985, dauerte der Umbau. Die beiden Familien wohnten auf der Baustelle, inmitten von Folien und Abdeckplanen, im Dreck. Anfangs standen Schlüssel neben dem Bett, weil es reinregnete. Die beiden Männer fanden zwei Fallrohre in der Wand. Da kann doch eines weg, sagten sie sich.

Zu Ostern machte Lenz einem der Rohre mit dem Vorschlaghammer den Garaus. „Leider habe ich das falsche erwischt“, erzählt er. Es war das Rohr, das von der einzigen Toilette in Richtung Kanalisation führte. Am Ende der Totalsanierung hätten Jessen und Lenz vermutlich in jedem Bauhandwerk die Gesellenprüfung bestanden. Und die Leute kamen vorbei, guckten und fragten: „Wann wollt ihr denn endlich fertig werden?“

Am letzten Tag der Bauarbeiten steuerte Lenz den alten VW-Bulli, den er vom Vater geschenkt bekommen hatte – einer mit geteilter Frontscheibe –, auf dem sie fast das gesamte Baumaterial transportiert hatten, mit einer letzten Ladung Bauschutt zur Mülldeponie. Nach vier Jahren Sanierungs-

Dauereinsatz war der Pritschenwagen völlig heruntergerockt. „Kann ich den gleich hier oben auf der Kippe stehen lassen?“, fragte er die Müllwerker. Kein Problem, meinten die. Lenz ist mit den Müllmännern in die Stadt zurückgefahren. Der Bulli wäre heute ein kleines Vermögen wert.

Hi-Fi-Geschäft mit gutem Ruf

Das Geschäft lief derweil weiter – oben in der Wohnung. Das Erdgeschoss war Großbaustelle. Der erste Apple 2 stand neben dem Regal, auf dem die Kinder gewickelt wurden, und auf den Vorführ-Schallplatten lag ständig eine neue dicke Staubschicht.

Trotz allem erwarb sich die „Hi-Fi-Galerie“ von Jessen und Lenz in jenen Jahren den Ruf des besten Hi-Fi-Geschäftes weit und breit. Etliche Kunden sind dem Laden in der Wahnstraße bis heute treu geblieben. Anfangs gab es viel Konkurrenz, mindestens ein halbes Dutzend Läden in nur wenigen Hundert Metern Umkreis; es war die große Zeit der Hi-Fi-Studios. Übrig geblieben ist nur das Geschäft von Jessen und Lenz. Gegen die Billig-Strategie von Saturn und Media-Markt konnten die meisten Läden nicht bestehen, den Rest besorgte das Internet.

Allerdings wandelten Jessen und Lenz auch geschäftlich einige Male hart an der Abbruchkante. Anfang der Neunzigerjahre etwa, als sie die Generalvertretung für einen Hersteller von Multiroom-Soundsystemen übernahmen. Individuelle Beschallung mehrerer Räume gleichzeitig – das ist heute, im Zeitalter vernetzter Hauselektronik, kein Aufreger mehr. Damals war die Zeit noch nicht reif, auch an der Zuverlässigkeit der Produkte haperte es wohl, und so blieben die beiden Unternehmer auf unverkäuflichen Geräten und einem Schuldenberg sitzen.

Auch die IT-Sparte durchlebte schwere Zeiten, nachdem 1988 ein Softwareentwickler zur Konkurrenz gegangen war und

die Hälfte der 80 Kunden mitgenommen hatte. Mit den Jahren wurden solch bittere Momente gnädig zur Anekdote verklärt.

Das EDV-Geschäft trägt heute den Löwenanteil des Wachstums der 40-Mitarbeiter-Firma – wobei die einst getrennten Hi-Fi- und IT-Welten dank Netzwerkplayer, Musikstreaming und Anlagen, die per Alexa sprachgesteuert werden, längst vereint sind. In der Wahnstraße wurde es im Laufe der Zeit zu eng. Die IT zog mit den Computern einen Straßenzug weiter und eröffnete in der Hüxstraße einen Apple-Shop. Im Gewerbegebiet Schönböcken, direkt an der Autobahn A1, werden Software und IT-Systemlösungen für Industriekunden entwickelt. Außerdem gibt es Niederlassungen in Rostock und in Halle (Saale).

In der Wahnstraße 36 führt heute der 64-jährige Joachim Jessen Regie. Ein Hi-Fi-Händler, der sich nicht nur für Premiumkunden Zeit nimmt, die fünf- oder sechsstellige Summen für eine Anlage oder ein Heimkino hinlegen können. Und im ersten Stock, wo bis vor 13 Jahren die beiden Familien wohnten, sind inzwischen die Ikonen der Highend-Hi-Fi-Szene zu bestaunen. Plattenspieler von Transrotor etwa, deren Plattenteller allein so viel wiegt wie ein kleiner Kasten Bier mit gefüllten Flaschen, oder Anlagen von Burmester, die durchaus so viel kosten dürfen wie ein Einfamilienhaus auf dem Land.

Das Haus in der Wahnstraße ist so etwas wie der Kraftpol des gemeinsamen Unternehmens geblieben. Auch als Lenz mit der IT schon lange ausgezogen war, traf man sich dort noch täglich zum Mittagessen. „Hier haben zwei Familien 25 Jahre gewohnt, hier sind sechs Kinder aufgewachsen“, sagt Hans-Jürgen Lenz, mittlerweile 68. „Und hier haben zwei junge Männer mit ihren Ehefrauen ziemlich nachdenklich und manchmal auch etwas traurig am Tisch gesessen. Ohne dieses Haus hätte unsere Firma keine Seele mehr.“ ■

[1]



[2]



[3]

[4]



- [1] Die Kängurus dienen nicht nur als Türgriff zum Verkaufsraum, sondern auch als Logo für das IT-Unternehmen. Weil auch die beiden Gründerfamilien damals den großen Sprung wagten?
- [2] Vor 100 Jahren hat es jemand auf dem Deckenbalken vermerkt: Nicht nachlassen. Die Gründer-WG sah es als Omen für ihr gewagtes Projekt.
- [3] Der Hauptträger des Hauses ist zwar lädiert, steht aber tapfer bis heute.
- [4] Vorbewohner hatte das Haus viele, beim Renovieren stieß man auch auf dieses Foto von der Jahrhundertwende.



GEMEINSAM
KÖNNEN WIR HELFEN

Hanseaten sind keine Einzelkämpfer, und so ist Emil Possehl's Wunsch, Geld auch für gemeinnützige Einrichtungen bereitzustellen, die er nicht selbst gegründet hat, wenig überraschend. Denn nicht der Absender ist wichtig, sondern die Wirkung.

Die Erben der Hanse

*Die Stiftung „Schüler Helfen Leben“ veranstaltet europaweit einen Sozialen Tag.
Damit tritt sie in die Fußstapfen der Hanse.*

Seite 34

Ein Zentrum für die Menschen

*Regine Groß ist Fischhändlerin – und eine Heldin des Alltags.
Lübeck verdankt ihr den neu gestalteten Brodingplatz in St. Lorenz Nord.*

Seite 40

Die Erben der Hanse

Im Sommer 2019 wird sich Europas Jugend erstmals in Lübeck treffen, um wie einst hanseatische Kaufleute gemeinsam die Zukunft zu planen.

Verantwortlich dafür ist das internationale Schülernetzwerk SAME.
Ein Besuch bei einem der Mitglieder: „SCHÜLER HELFEN LEBEN“.

Text: Peter Lau **Foto:** Enver Hirsch



RUF UND REALITÄT

Wie war die Hanse wirklich? Ein kurzer Check.

Die Hanse war ein vom 12. bis zum 17. Jahrhundert existierender Zusammenschluss von Kaufleuten und Städten, der sich über den Nord- und Ostseeraum, das nördliche Deutschland bis hinunter nach Köln sowie die baltischen Staaten erstreckte. Mehr als 200 Hansestädte sind über die Zeit hinweg belegt. Ihre Zusammenarbeit wird häufig als Beispiel des Friedens durch Handel betrachtet, als Vorläufer einer europäischen Integration oder gar eine Vorschau auf die Globalisierung. Angela Huang, die Leiterin der Forschungsstelle für die Geschichte der Hanse und des Ostseeraums am Europäischen Hansemuseum in Lübeck, hat allerdings noch eine andere Sicht auf diese große historische Institution.

Frau Huang, was hat die Hanse für die Menschen damals bedeutet?
Wahrscheinlich nicht viel. In Stadtchroniken kommt die Hanse fast nie vor. Für die Kaufleute war sie eine Größe, aber nicht unbedingt für die Bevölkerung. Das ist doch heute auch nicht anders: Fragen Sie mal Leute auf der Straße, ob sie sich als EU-Bürger fühlen. Die meisten wohl kaum.

Aber die Hanse hat doch für wachsenden Wohlstand gesorgt.
Ja, aber Wohlstand für wen? Die Steuererleichterungen für die Kaufleute haben viele Bürger geärgert. Ich finde es interessant, was für positive Bilder wir haben, die sich in historischen Quellen nicht immer wiederfinden.

Was findet sich denn wieder?
Bodenständiges: Verträge, Privilegien und so weiter. Manchmal geht es einfach nur darum, wie Hering verpackt wird.

Und die vielen wohlthätigen Kaufleute – sind die auch eine Fiktion?
Die Spendenbereitschaft ist ein breites europäisches Phänomen: Der Kaufmann ist aus christlicher Sicht ein Sünder und beweist über Spenden seine Gottgefälligkeit. Die Hanse hat nur insofern etwas damit zu tun, weil sie Wohlstand geschaffen hat – und wo mehr ist, wird auch mehr gegeben.

Wir haben von der Hanse also ein weitgehend idealisiertes Bild. Gibt es denn nichts, was die Hanse uns heute noch zu bieten hat?
Doch, die kulturelle Erinnerung, die wir mit ihr verbinden. Der Mythos sozusagen. Er ist vermutlich ihre wichtigste Hinterlassenschaft. Denn er kann eine Inspiration sein, wenn Menschen gemeinsam Lösungen für Probleme suchen.



Angela Huang kennt die Hanse wie kaum eine andere: Sie hat ihre Masterarbeit über das Hansische Recht geschrieben, über „Textilien im Hanseraum“ promoviert und in verschiedenen europäischen Institutionen zur Hanse geforscht. Sie arbeitet seit Juli 2017 im Europäischen Hansemuseum.

ARBEITEN FÜR EUROPA

Ein Besuch bei Schüler Helfen Leben

„Wenn man Jugendliche aus verschiedenen Ländern trifft, stellt man schnell fest, dass die Ähnlichkeiten überwiegen“, sagt Patricia Weykopf, Geschäftsführerin von Schüler Helfen Leben. „Man guckt vielleicht verschiedene Serien, aber ‚Friends‘ kennen fast alle. Doch es gibt auch Unterschiede. Die zeigen sich zum Beispiel, wenn du Menschen aus Bosnien und Herzegowina, Jordanien und Deutschland an einen Tisch setzt und fragst: ‚Wann war in deinem Land zuletzt Krieg?‘“

„Wir haben auch unterschiedliche Zukunftsaussichten“, ergänzt Christopher Funke. Er engagiert sich ehrenamtlich für Schüler Helfen Leben und hat etliche Gleichaltrige mit ganz unterschiedlichem Hintergrund getroffen. „Ich weiß, dass ich nach meinem Studium“ – Funke studiert Wirtschaftswissenschaften in Jena – „wahrscheinlich einen Job haben werde und mir eine Wohnung leisten kann. Woanders triffst du studierte junge Menschen, die oft mehrere Abschlüsse haben und trotzdem keine Perspektive.“

Tja, so kann es gehen. Du fährst nach Lübeck, um dort einige Mitglieder der 1992 als Schülerinitiative gestarteten Organisation Schüler Helfen Leben zu treffen, und das klingt nach Friede, Freude, Eierkuchen. Schließlich ist das die Stiftung, die Jahr für Jahr an Schulen in ganz Deutschland den Sozialen Tag organisiert: Einen Tag lang arbeiten Schüler nicht in ihren Klassenzimmern, sondern in Betrieben und Läden, sie ziehen autowaschend, rasenmähend oder einkaufend durch ihre Viertel – und der Lohn geht an Jugendprojekte in Südosteuropa oder Jordanien. Junge Menschen, denen es gut geht, arbeiten für junge Menschen, denen es nicht so gut geht. So schön kann die Welt sein.

Gutes tun und sich selbst etwas Gutes tun

Aber dann ist da wieder das Elend. Der Krieg. Die Armut. Der lange Schatten des Hasses. Doch im Gegensatz zu so manchen professionellen Gutmenschen in NGOs und Politik oder den semiprofessionell Empörten im Internet ist das Elend für die Aktivisten kein Thema, auf dem sie lange kauen wollen. Es gibt ein Problem – also muss es gelöst werden.

Auch fehlt ihnen die bleierne Schwere, die viele als Teil des Wegs in eine bessere Zukunft betrachten. Im Gegenteil: „Ich habe an meinem ersten Sozialen Tag in der fünften Klasse im Outdoor-Laden gearbeitet“, erzählt Niklas Kaapke, heute Mitarbeiter der Organisation. „Ich hatte das Gefühl, etwas Gutes zu tun – und das fühlte sich gut an. Außerdem kam ich so aus der Schule raus und konnte etwas Praktisches tun. Das war ebenfalls super.“ Gutes >



Patricia Weykopf kam über ein Freiwilliges Soziales Jahr in Sarajevo zu Schüler Helfen Leben. Heute ist sie Geschäftsführerin der Organisation.

zu tun kann eben auch bedeuten, sich zugleich selbst etwas Gutes zu tun: Altruismus ist das Aphrodisiakum des Lebens.

Fast alle Anwesenden, die heute hier in Lübeck zusammensitzen, haben über den Sozialen Tag zu ihrer Organisation gefunden und erinnern sich gern daran. Einzige Ausnahme ist Patricia Weykopf: Die Geschäftsführerin hat in Sarajevo ein Freiwilliges Soziales Jahr in einer der beiden Zentralen von Schüler Helfen Leben verbracht (die andere Zentrale befindet sich in Berlin). Doch letztlich ist jeder in der Runde hier, weil er oder sie irgendwann mehr getan hat als zuzugucken.

Diese jungen Menschen, die alle über zwanzig sind und sich ständig für ihr Alter entschuldigen, weil es in ihrer Organisation etliche gebe, die sehr viel jünger seien, der Jüngste im Stiftungsrat sei sogar erst 16, diese jungen Menschen also, die keine Ahnung davon haben, wie jung sie sind, weil sie ständig mit noch Jüngeren zu tun haben, sprechen über die Welt als etwas Handhabbares.

Sie erzählen, dass jeder Soziale Tag mehr als eine Million Euro bringt, erarbeitet von 60 000 bis 80 000 Schülern, und dass Monate vorher auf einem Kongress, zu dem jede teilnehmende Schule Delegierte schicken kann, entschieden wird, welche Projekte als Nächstes gefördert werden. Um die 250 Teilnehmer beraten dann mit 100 Organisatoren sowie Jugendlichen aus Südosteuropa über sechs bis acht Projekte. Dafür wird ein ganzes Wochenende angesetzt, weil die Themen komplex sind, die Hintergründe häufig nicht bekannt (Europas Südosten ist in den meisten Schulen kein großes Thema) und der Anspruch hoch – alle sollen wirklich beurteilen können, worüber sie abstimmen.

In Lübeck wird sich Europas Jugend treffen

Die Repräsentanten von Schüler Helfen Leben, die in ihrer Organisation alle eine Funktion innehaben, von der sie wissen, dass sie nicht für die Ewigkeit ist, weil die Stiftung jung bleiben will und muss, diese Entscheider auf Zeit also erzählen, dass sie mit einigen Partnern auf dem Balkan (ein Wort, das im Gespräch nicht einmal fällt) seit 15 Jahren arbeiten. Aber auch, dass Lokalsender Teilnehmer des Sozialen Tages als Korrespondenten für Berichte über die Aktion nutzen, und natürlich, dass Angela Merkel mehrfach Schirmherrin war, sodass Schüler sogar im Kanzleramt arbeiten konnten.

Jonathan Heckmann, der zweite Ehrenamtliche in dieser Runde, der Politikmanagement in Bremen studiert, erinnert sich, wie in seinem Heimatort vor vielen Jahren Kosovo-Flüchtlinge lebten und er durch den Sozialen Tag und die Informationsarbeit von Schüler Helfen Leben an seiner Schule „angefangen habe, die Zusammenhänge zu verstehen“. In Sarajevo, berichtet er, gebe es einen Fonds, mit dem Jugendprojekte und -organisationen unterstützt werden,



[1]

etwa eine Initiative junger Menschen, die Medien für junge Menschen produzieren. Und immer wieder betonen sie alle, dass es um Eigeninitiative gehe, weshalb nicht Lehrer die Arbeitsplätze für den Sozialen Tag ihrer Schüler suchen sollen, sondern die Arbeitenden selber. Das Motto der Organisation ist „Mach doch“.

Und natürlich erzählen sie von SAME, dem Solidarity Action Day Movement in Europe, einem Bündnis, das die Idee des Sozialen Tages in ganz Europa verbreiten soll. Es gibt bereits Organisationen in Belgien, Italien, Dänemark, Norwegen und Serbien, doch das reicht nicht. Außerdem soll in Zusammenarbeit mit SAME ein internationales Austausch- und Begegnungsprogramm entwickelt werden, das die Possehl-Stiftung finanziert und dessen Zentrum sich in Lübeck befinden wird. Das erste internationale Treffen soll im Sommer 2019 stattfinden, aber auf die Frage, wie ihre Vision für diese zukünftige Institution aussieht, kichern die Anwesenden erst einmal. In dem Büro, in das sie gerade eingezogen sind, gibt es bislang nur einen Tisch, um den sie jetzt sitzen. Von Visionen sind sie noch relativ weit entfernt.

Die Treffen in Lübeck sind die auffälligsten Parallelen zur Hanse, deren Mitglieder aus halb Europa sich zu den Hansetagen manchmal mehrmals im Jahr, manchmal auch nur alle paar Jahre



[2]



[3]

trafen, um Grundsätzliches zu besprechen und festzulegen. Sie passen zum Mythos der Hanse, zum Austausch über die Grenzen hinweg. Aber möglicherweise wird das internationale Jugendtreffen viel näher an der hansischen Realität sein. Denn auch diesmal werden sich keine Theoretiker treffen, sondern Leute, die wissen, wovon sie sprechen: junge Menschen, die nicht nur die Probleme ihrer Altersgruppe kennen, sondern auch begriffen haben, dass es schnelle Lösungen geben muss, notfalls auch improvisierte. Jugendliche, die es normal finden, Sachen selbst zu erledigen. Kurz, Menschen, die pragmatisch genug sind, um eine simple Frage zu stellen: Was können wir jetzt tun?

„Als Historikerin“, hatte die Hanseforscherin Angela Huang gesagt, „sehe ich zuerst einmal, wie immer wieder Probleme auftauchen. Es ist nicht so, dass irgendwann alles fertig ist und gut läuft – es gibt ständig gesellschaftliche Veränderungen, mit denen man umgehen muss.“ Doch wenn das so ist, braucht es keine Lösungen, mit denen die Welt gerettet werden kann, sondern den Ansatz, den bei Schüler Helfen Leben alle teilen und den Jonathan Heckmann so formuliert: „Wir wollen auf die Gestaltung Europas Einfluss nehmen, aber nicht abstrakt, sondern ganz real: indem wir wirklich etwas tun, indem wir daran arbeiten.“ 🏢

[1] Christopher Funke studiert Wirtschaftswissenschaften in Jena. Er weiß, dass es ihm besser geht als vielen anderen jungen Menschen in Europa und engagiert sich auch deshalb ehrenamtlich. [2] Jonathan Heckmann will auf die Gestaltung Europas Einfluss nehmen. Er studiert Politikmanagement. [3] Niklas Kaapke kam in der 5. Klasse über den Sozialen Tag zu Schüler Helfen Leben.



Ein Zentrum für die Menschen

Vor 50 Jahren war der Broilingplatz in St. Lorenz wichtigster Treffpunkt des Viertels – dann verkam er. Bis eine engagierte Fischverkäuferin ihn rettete.

Text: Andreas Hallaschka Foto: Enver Hirsch



„Für viele ist der Markt der Höhepunkt der Woche. Hier kommen sie mit Nachbarn ins Gespräch.“



Regine Groß lebt von dem Fisch, den sie auf dem Broilingplatz verkauft, und für die Menschen, die ihn kaufen.

Regine Groß ist 60 Jahre alt, blond und braun gebrannt. Die Farbe kommt von den vielen Stunden auf dem Markt, wo sie als Fischhändlerin arbeitet, aber auch vom Urlaub an der Riviera, aus dem sie gerade zurückgekehrt ist. Sie war mit Freundinnen dort. „Ich gehöre nicht zu den Frauen, die glauben, dass ein Ehepaar alles zusammen machen muss“, sagt sie.

Die attraktive Erscheinung der Händlerin ist in diesem Fall mehr als nebensächlich, denn der Alltag der Kleinunternehmerin wirkt erst mal nicht, als sei er gut für den Teint: Jeden Morgen um drei Uhr klingelt der Wecker. 15 Minuten später steht Regine Groß auf, fährt in ihren Betrieb, belädt den Wagen mit frischem Fisch vom Großmarkt und Salaten, die ihre Mitarbeiter zubereitet haben, und los geht's auf einen der Wochenmärkte in Lübeck und Umgebung. Mit dabei sind ihr Ehemann Wilfried, 67, und Jens, ein Angestellter. Ihr Sohn Jan, 35, fährt mit einem weiteren Angestellten auf einen anderen Markt, eine Mitarbeiterin steuert mit der „Käse-

liebe“ einen dritten Platz an. Alle tragen rustikal wirkende, blau-weiß gestreifte Fischerhemden, sozusagen die Corporate Identity des Unternehmens Groß, das elf Menschen beschäftigt.

An diesem Tag öffnet der Fischstand um Viertel nach fünf auf dem Broilingplatz in St. Lorenz Nord. Bald kommen die ersten Kneipengänger, die nicht ganz sprachsicher ein Fischbrötchen für den Nachhauseweg bestellen. Ab sechs Uhr erscheinen die Frühaufsteher, dann die Hausfrauen, danach die Rentner.

Sich für die Menschen interessieren

Bis in den frühen Nachmittag wird verkauft. Das bedeutet auch: lachen, reden, trösten, motivieren. Regine Groß spricht mit den Stammkunden, sie will alles ganz genau wissen. Wahrscheinlich ist keiner besser über das Leben im Viertel informiert als sie. Manche Hausfrau kennt sie noch als kleines Mädchen an der Hand ihrer Mutter oder Oma. Sie hat deren erste Liebe miterlebt, die Hochzeit, die Kinder. Ab 13 Uhr wird zusammengepackt, und es geht zurück in den Betrieb. Gegen 16 Uhr, wenn alles gereinigt und verstaut ist, ist der Arbeitstag beendet. Dann beginnt Regine Groß' zweite Schicht: die Arbeit als Vorsitzende der „Initiative Broilingplatz“.

Der Broilingplatz, benannt nach dem lübschen Ratsherrn Johann Broiling, aus dessen Erbe im 15. Jahrhundert der Weiterbau des Holstentores finanziert wurde, befindet sich in St. Lorenz Nord, einem Stadtteil, in dem knapp 20 Prozent der Lübecker leben. Er entstand, nachdem Lübeck 1864 die Torsperre aufgehoben hatte und dort Arbeiter für den wachsenden Hafen unterbringen konnte. Es ist bis heute ein Arbeiterviertel, eine SPD-Hochburg im sozialdemokratisch geprägten Lübeck. Etliche Lokalpolitiker haben hier ihre Wurzeln, auch wenn sie jetzt woanders wohnen. Das schmucklose Quartier fast ohne Grün, öffentliche Einrichtungen oder Geschäfte ist vor allem für diejenigen attraktiv, die nicht viel Geld fürs Wohnen ausgeben wollen oder können. „St. Lorenz liegt auf der falschen Seite der Trave – hier wohnen keine Rechtsanwälte oder Unternehmer“, sagt Kerstin Behrendt, Geschäftsführerin der Arbeiterwohlfahrt (AWO), Kreisverband Lübeck. „Stattdessen gibt es viele Alte und immer mehr Einpersonenhaushalte.“

Der Broilingplatz passte früher auf eine unschöne Weise zu dem traurigen Bild. Der Marktplatz liegt über einem unterirdischen Löschwassertank aus den Dreißigerjahren. Er ragte über Jahrzehnte 60 Zentimeter aus dem Boden, hatte an den Seiten scharfe Abbruchkanten, die hässliche Oberfläche war vielfach geflickt. Ein Elendsbauwerk, das in einem afrikanischen Slum nicht weiter auffallen würde. Aber in Lübeck?

Regine Groß kennt den Platz seit 50 Jahren. Ihr Urgroßvater verkaufte dort schon Fische, der Großvater und ihre Eltern. „In meiner

Kindheit gehörten Marktbesuche zu meinem Alltag. Damals wurden auf dem Broilingplatz noch lebende Enten, Gänse und Kaninchen verkauft.“ Es gab keine Supermärkte, nicht alles war überall erhältlich – das war die große Zeit der Wochenmärkte. „Ich habe die Gerüche und Geräusche des Marktes geliebt, die schönen Farben. Das Gemüse war wie beim Erntedankfest gestapelt. Es gab viel mehr Stände, und alle waren hübsch aufgebaut. Der Broilingplatz war der In-Markt Lübecks. Meine Tante hatte dort einen Imbissstand, mit Kaffee und Kakao, wo sich die Leute trafen und unterhielten. Und ich habe irgendwann gedacht: So etwas sollte es wieder geben.“

Hinzu kam die zunehmende Vereinzelung der Menschen im Viertel. „Für viele hier ist der Markt der Höhepunkt der Woche“, weiß die Fischhändlerin, „einer der wenigen Orte, wo sie mit Nachbarn ins Gespräch kommen.“ Denn Geschäfte, wo man sich begegnen könnte, gibt es kaum. Doch ungeachtet seiner Bedeutung, änderte sich über Jahre nichts an dem maroden Zustand des Platzes. „Wenigstens planieren hätte man ihn können. Die Kunden, gerade die älteren Menschen, sind wegen der Löcher gestolpert“, erzählt Regine Groß. „Und die Toiletten waren wirklich nicht witzig. Bei der Begehung sind die Politiker draußen geblieben, so schrecklich waren die Klos.“

Beharrlich und stur sein

Regine Groß beschloss, den Broilingplatz zu ihrer Sache zu machen. Denn einerseits verdiente die Stadt Geld mit den Gebühren der Marktbesucher – und so hatten sie ein Recht auf bessere Bedingungen für ihr Geschäft. Andererseits empfand sie es aber auch als ungerecht, wie der Stadtteil zusehends ins Hintertreffen geriet. „Ungeerechtigkeit kann ich nicht leiden.“ Sie hatte zwar keine Ahnung, wie man eine Bürgerinitiative organisiert, wusste aber, wie man etwas durchsetzt: Im Lübecker Stadtteil Schlutup hatte sie einen Wochenmarkt begründet, indem sie so lange allein mit ihrem Verkaufswagen auf dem Marktplatz stand, bis sich andere Händler dazugesellten. „Manchmal muss man eben stur sein. Da hilft nichts anderes.“

Besonders ernst hat sie keiner genommen am Anfang ihres Kampfes um den Broilingplatz. Das muss um 1997 gewesen sein. Zuerst waren da nur das Ehepaar Groß und ein paar andere Markthändler, dann deren Kunden, schließlich Nachbarn aus dem Viertel. Aus dem losen Gesprächskreis wurde eine Bürgerinitiative, deren wichtigster Mitstreiter die AWO wurde, in deren Räumen sich die Gruppe noch heute einmal im Monat trifft.

Regine Groß lacht bei dem Gedanken an diese Zeit: „Ja, die blonde Fischfrau aus Dummersdorf – ich kann mir schon vorstellen, welches Kopfkino da bei den Politikern abgegangen ist. Aber ein Fischweib mit Staatsexamen, damit hatten sie nicht gerech- >

net. Doch dann lernten sie mich kennen. Vieles hat sich verändert, nachdem ein Redakteur der »Lübecker Nachrichten« ein großes Sonntagsinterview mit mir geführt hat.“

Die Frau, die ihr Abitur an einer Fachschule nachgeholt hatte, ein sozialpädagogisches Staatsexamen abgelegt, in einer Kita für behinderte Kinder und später in einer beschützenden Werkstatt für geistige Behinderte gearbeitet hat, hatte etwas zu sagen. Und nun wurde sie gehört. Regine Groß sammelte Unterschriften, sprach in der Bürgerschaft („da habe ich allen Mut zusammengenommen“), war im Fernsehen, sprach mit der Finanzministerin und immer wieder mit der Zeitung. Bis sich endlich etwas bewegte.

Politikern auf den Wecker gehen

Regine Groß empfängt ihren Besucher zu Hause im Garten ihres Bungalows in Dummersdorf unter großen Birken und Kiefern, durch die beständig ein leiser Wind von der Trave weht. Der Garten grenzt an das Naturschutzgebiet Dummersdorfer Ufer. Ein Idyll. Einige Meter weiter ist sie geboren und aufgewachsen, genau wie ihr Mann Wilfried. Dass sie das große Grundstück kaufen konnte, verdankt sie dem Vorbesitzer, der sie mochte und nicht viel dafür haben wollte. „Das war ein großes Glück“, sagt Regine Groß. Sie trägt, passend zu ihren Augen, eine modische blaue Bluse, große silberne Ohringe und einen dezenten Lippenstift. Mit der rustikalen Fischverkäuferin vom Broilingplatz hat sie wenig gemein.

Bei Kaffee und Kuchen erzählt sie, wie sie gemeinsam mit der AWO die Öffentlichkeit mobilisierte, wie Markthändler und vor allem Anwohner des Viertels ihrer Initiative beitraten, wie sie Unterschriften sammelte und dem Bürgermeister überreichte, wie sie immer wieder in der Lokalzeitung auftauchte. „Ich glaube schon, dass ich den Politikern auf den Wecker gegangen bin. Aber die mir auch.“ Sogar die Fernsehlotterie war mit von der Partie: Sie finanzierte der AWO eine Quartiersmanagerin, eine Art Sozialarbeiterin, die das Gemeinschaftsleben im Viertel ankurbeln sollte, und drehte mit Regine Groß einen Weihnachtswerbespot auf dem unsanierten Broilingplatz.

Als die Stadt 2015 endlich mit dem Umbau des Platzes begann, waren 18 Jahre seit Regine Groß' ersten Aktionen vergangen. „Jetzt ist mein Baby volljährig geworden, habe ich gesagt.“ Den Architekten-Wettbewerb zur Gestaltung des Broilingplatz hat ein Entwurf gewonnen, der auf der einen Seite ein Spielgerät und Sitzbänke vorsieht, weitere Sitzbänke auf der anderen Seite sowie ein Häuschen mit Verkaufsfenster. An Markttagen soll dort Kaffee und Kakao aus- geschenkt werden, zudem ist es als Treffpunkt fürs Viertel gedacht, wo es Spielenachmittage geben soll, eine Nähwerkstatt, Vorträge, Nachbarschaftstreffen. „Das war einfach der rundeste Entwurf.“

Mittlerweile ist die Umgestaltung des Broilingplatzes beendet. Er ist perfekt gepflastert, an beiden Enden stehen lange Holzbänke, es gibt ein kubisches Toilettenhaus und ein edles Klettergerüst aus Stahl und Seilen, gut vier Meter hoch. Hier stolpert niemand mehr. Es hat auch schon einen Marktgottesdienst gegeben, „da war der Platz richtig voll mit Menschen“, ein Erntedankfest der Markthändler, Flohmärkte, eine Tanzveranstaltung. Im Herbst fand ein Laternenfest statt, im Winter ein Weihnachtsmarkt und ein Adventssingen. Die »Lübecker Nachrichten« schrieben: „Jetzt hat das Wohnquartier wieder eine echte Mitte, die nicht nur zu den beliebten Wochenmärkten lockt, sondern alle Chancen hat, Begegnungsstätte zu werden – wie ein alter Dorfplatz mit gemütlichen Bänken und im Frühling rosa blühenden Zierkirschen.“

Trotzdem war Regine Groß enttäuscht. Denn eines fehlte noch: das Quartiershäuschen, der Treffpunkt für Veranstaltungen, das Café an Markttagen. „Ich bin sofort zur Stadt und habe gesagt: ‚Das kann doch nicht wahr sein!‘“, erzählt sie. „Aber die Stadt hatte einfach kein Geld mehr. Alles war verbaut. Da war ich natürlich frustriert. Aber wo nichts ist, kannst du nichts holen.“

Mittlerweile dämmt es, der Garten gleitet in den Abend, der Windhauch von der Trave wird kühler. Regine Groß entschuldigt sich. Sie telefoniert ein paar Mal, der kommende Tag wird organisiert. Die bestellten Fischplatten wird sie heute Abend nicht mehr zusammenstellen, sondern erst morgen früh.

Und wieso wurde das Quartiershäuschen doch noch gebaut? „Ich bin zur Possehl-Stiftung gegangen und habe gesagt: ‚Aus dem Nachlass von Johann Broiling ist damals das Holstentor finanziert worden. Jetzt müsst ihr aus dem Nachlass von Emil Possehl das Häuschen auf dem Broilingplatz finanzieren.‘ Das hat denen eingeleuchtet.“ Ein Nebeneffekt war, dass es die Initiative weiter geben wird, wenn alle Ziele erreicht sind: Der lockere Zusammenschluss ist jetzt ein eingetragener Verein, der als Träger des neuen Häuschens auf dem Broilingplatz fungieren kann, wenn es fertiggestellt ist.

Es ist fast 22 Uhr, und plötzlich möchte Regine Groß noch einkaufen fahren. Sie steigt in ihr schwarzes Beetle Cabrio, das Verdeck ist offen in dieser warmen Sommernacht. Sie will schon los, hält aber noch einmal kurz inne und greift nach einem Flyer auf dem Beifahrersitz. „Hier ist unser Faltblatt zur Grünfläche am Struckbach. Die wollen wir retten. Das ist unser neues Projekt. Wir wollen ja nicht aufhören.“ Eigentlich, erklärt sie kurz, wollte die Stadt dort schon 2004 einen Erholungspark für St. Lorenz Nord einrichten, eine grüne Lunge. Doch die chronisch knappe Kasse ließ es nicht zu. Nun will dort ein Autohaus bauen. „Das ist ein Unding“, empört sich Regine Groß. „Wir brauchen hier jeden Baum.“

Dann fährt sie los. Vielleicht kauft sie schon mal eine Picknickdecke für den Park, für den sie noch sorgen wird. ■





GEMEINSAM
WERDEN WIR KLÜGER

Zur Pflege von Kunst und Wissenschaft lautet das am
knappsten formulierte Stiftungsziel in Emil Possehls
Testament. Er sah wohl keinen Erklärungsbedarf,
der Wert von beidem schien ihm offensichtlich.
Und das ist heute nicht anders.

Die Erkenntnis liegt im Detail
*Das Zentrum für kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck
vermehrt das Wissen um die Schätze der Stadt.*

Seite 48

Die Lübecker Küchengesellschaft
*Im Branchennetzwerk Food Regio arbeiten Lebensmittelhersteller,
Hochschule und Forschung am Essen der Zukunft.*

Seite 58

Hereinspaziert!
*Lübeck ist nicht Berlin, doch seine Theaterszene kann locker mithalten.
Wer das bezweifelt, war noch nie bei der langen Nacht der Theater.*

Seite 66



Die Erkenntnis liegt im Detail

Ein Rechnungsbuch aus dem 15. Jahrhundert, Porträtzeichnungen und Schafscheiße: Im ZKFL wird all das und mehr erforscht. Auf Anhieb klingt vieles absurd. Doch sieht man näher hin, erschließen sich größere Bilder.

Text: Andreas Hallaschka **Foto:** Jens Umbach

in erster Linie durch Lübecker Stiftungen finanziert. Die Vielfalt der Gründer spiegelt sich auch in der Leitung: Einer der Direktoren kommt von den Kulturinstitutionen, der andere von der Hochschule. Und seine Ziele folgen den Interessen aller beteiligten Einrichtungen.

Das ZKFL will das Wissen über unbekannte Schätze in den Lagern der Ausstellungshäuser vergrößern oder Erkenntnisse liefern, die den Fachbereichen der Uni oder der Stadt nützen. Dafür unterstützt es junge Wissenschaftler, die in ihrer Promotion über lübsche Themen arbeiten. Zunächst wurde über eine Forschungsagenda nachgedacht, die explizit Themen vorgab, für die man Ansätze suchte. Dazu gehörten zum Beispiel die Auswertung von 2200 Zeitungsartikeln über Thomas Mann nach 1955, die im Budenbrookhaus lagern, oder die wissenschaftliche Aufarbeitung des Nachlasses von Emanuel Geibel.

Doch recht bald wurde klar, dass die Doktoranden als Experten auf ihren jeweiligen Gebieten selber gute Ideen haben und davon genug zur Auswahl stehen. Für die elf Plätze des ersten Jahrgangs gab es mehr als 80 Bewerbungen, 25 Kandidaten trugen ihre Pläne dem von der Uni und den städtischen Institutionen paritätisch besetzten Auswahlkomitee vor. Der zweite Jahrgang 2015 brachte neun weitere Forscher, der dritte Anfang 2018 noch einmal elf.

Die große Nachfrage für das geografisch doch eher begrenzte Themenfeld Lübeck erklärt sich möglicherweise auch dadurch, dass neben Promotionsstipendien Stellen im Rahmen des „Lübecker Modell“ angeboten werden. Dabei sind die Doktoranden mit einer halben Wissenschaftler-Stelle an der Universität angestellt und arbeiten an städtischen Institutionen. Ein so geschmeidiger Einstieg in die Berufswelt ist gerade in den Kulturwissenschaften eher rar.

Das Spektrum der Themen ist so vielfältig wie die Interessen der angeschlossenen Häuser. Einige, wie die Erforschung der Lübecker Tafelmalerei und der Zeichnungen von Günter Grass, sind eindeutig mit Kulturinstitutionen (St. Annen-Museum, Günter-Grass-Haus) verbunden, andere, etwa „Wissen und Hörgeräteversorgung“, sind interessant für die Uni, in dem Fall für das Institut für Sozialmedizin. Auch der 2018 gestartete Jahrgang macht da keine Ausnahme: Für „Ökonomie und Alltag im Heiligengeist-Hospital im 16. Jahrhundert“ werden Schriftstücke aus dem Stadtarchiv ausgewertet, über eine Arbeit zum Brahms-Bild Max Kalbecks ist die Musikhochschule Lübeck eingebunden.

Manchmal reichen die Nutzungsmöglichkeiten weit über die akademische Welt hinaus. Die Ergebnisse von Oda Benthien's Untersuchung der Auswirkungen des Klimawandels auf die Kulturlandschaft des Dummersdorfer Ufers, das erste Beispiel des folgenden Artikels, fließen in das Pflegemanagementkonzept für das Naturschutzgebiet ein.

Ohne Wissen ist alles Schutt. Das gilt auch für Lübecks Archive, Museen, Sammlungen und Bibliotheken. Die Bestände mögen reich sein, aber ohne das Wissen um ihre Entstehung und ihren Hintergrund sind sie wertlos. Eigentlich müsste deshalb alles, was in den Regalen, Kammern und Kellern schlummert, gründlich sortiert und aufgearbeitet werden. Doch das ist nicht nur zeitraubend und teuer: Man braucht für die Auswertung auch gute Ideen – Kriterien, die Sinn schaffen. Das ist selbstredend kein exklusives Lübecker Problem. Aber hier wurde eine Lösung gefunden. Geholfen hat dabei – unfreiwillig – ausgerechnet „das Land Kiel“ (so ein Versprecher bei einer Diskussion in Lübeck).

Das wollte nämlich Ende des vergangenen Jahrzehntes den Studiengang Medizin der Universität zu Lübeck streichen – was gleichbedeutend mit der Schließung der gesamten Uni gewesen wäre. 1964 hervorgegangen aus der medizinischen Fakultät der Universität Kiel, ist das Angebot der kleinen Hochschule bis heute konsequent: Studiert werden kann dort alles, was mit Medizin und verwandter Technik zu tun hat, von Medizinischer Informatik bis zu Hebammenwissenschaft. Eine schöne, runde Angelegenheit, könnte man sagen. Doch in Kiel sah man einmal mehr nur die Kosten, die es zu verringern galt – und rechnete nicht mit dem lübschen Widerstandswillen. Eine massive Solidaritäts- und Aktionswelle brandete gegen das Kieler Schlachtschiff, das sich bald geschlagen gab. In der Folge wurde die Uni nicht geschlossen, sondern vergrößert: 2011 war sie Mitgründerin des ZKFL – dem Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck.

Das Zentrum ist eine Kooperation der Universität mit der Kulturstiftung Hansestadt Lübeck, dem Archiv der Hansestadt, der Stadtbibliothek und der Musikhochschule Lübeck. Es sitzt in einem prachtvollen neogotischen Gebäude in der Altstadt und wird bisher

1. Ach du Scheiße!

„Ach, du bist die mit der Schafscheiße? – das war damals eine der üblichen Begrüßungen. Und nicht mal die unfreundlichste,“ erzählt Oda Benthien und lacht. „Aber wenn ich wissen will, was Schafe fressen, und ich nicht jedes Tier den ganzen Tag beobachten kann, bleibt mir nichts anderes übrig, als zu schauen, was aus dem Futter geworden ist.“

Schafe und Plastikfolie waren für die 38-Jährige, die in Lüneburg Umweltwissenschaften studiert hat, die wichtigsten Hilfsmittel, um für ihre Doktorarbeit den Klimawandel zu simulieren. Ihre Frage war simpel: Was geschieht mit unseren über Jahrzehnte sorgsam gehegten Naturschutzgebieten, wenn sich das Klima in Nordeuropa verändert. Wie reagiert die Pflanzenwelt? Und was bedeutet das für die Tiere?

„Grundsätzlich gehen wir in Norddeutschland von einer erhöhten Wahrscheinlichkeit für Sommerdürren aus. Es ist wahrscheinlich, dass die Regenmenge sinken und die mittlere Temperatur steigen wird. Das kann die chemische Zusammensetzung und den Nährwert der Pflanzen verändern.“ Um dieses Szenario zu simulieren, errichtete Benthien auf zwölf jeweils zehn Quadratmeter großen Feldern verschiedene Aufbauten: Foliendächer, die ein Viertel des Regenwassers zurückhielten, oder mit Folien bespannte Seitenwände, die die Tagestemperatur auf den Versuchsfeldern um die für die Zukunft prognostizierten zwei bis drei Grad erhöhten. Ein Teil jedes Feldes blieb daneben als Kontrollfläche unverändert.

Ort des aufwendigen Feldversuchs war das Dummerdorfer Ufer, „ein Träumchen“, wie Benthien sagt. Hier sieht die Trave noch aus wie im Mittelalter. Auf der Halbinsel Stülper Huk, wo Benthien ihre Felder einrichtete, ragt eine alte Wallanlage in den Fluss, sogar ein Pfahlfeld aus der Jungsteinzeit ist belegt. Durch die jahrhundertelange Beweidung hat sich ein Magerrasen-Biotop mit einer unvergleichlichen Artenvielfalt entwickelt. „Wir haben hier Schätze, die man einfach erhalten muss: Pflanzen, Insekten und Vögel von der Roten Liste, die es woanders kaum noch gibt“, erklärt Benthien. „Wenn man Glück hat, sieht man sogar einen Milan über dem Ufer kreisen.“

Die Bedeutung der Kulturlandschaft wurde schon vor rund hundert Jahren erkannt und das gesamte Gebiet zum „flächendeckenden Naturdenkmal“ erklärt. Das war damals zwar eher als ein symbolischer Akt zu verstehen, doch seit 1958 ist das Dummerdorfer Ufer ein echtes Naturschutzgebiet.

Mehr als zwei Jahre dauerten die Feldversuche, unterstützt von Mitarbeitern des örtlichen Landschaftspflegevereins, die ihre Aufbauten vor Vandalismus schützten. Allerdings sorgt sich Oda Benthien fünf Jahre nach Beginn ihres Forschungsprojektes auch aus

Was geschieht mit unseren sorgsam gehegten Naturschutzgebieten, wenn sich das Klima verändert? Die Schafe wissen es.

anderen Gründen um das Gebiet: „Wir müssen die Flächen intensiver als bisher beobachten, weil durchaus die Gefahr einer Überweidung besteht.“

Die Weidetiere, erzählt die Umweltwissenschaftlerin, würden auf Veränderungen der Nährwerte der Pflanzen unterschiedlich reagieren, aber zumindest die Heidschnucken hatten kaum Probleme, weil sie sich von vielen Pflanzen ernähren können. Sie stiegen auf Arten wie den Kleinen Sauerampfer um, den sie eigentlich nicht mögen. „Das haben die Stuhlproben gezeigt.“ >

2. Rabbiner in der Bürgerschaft

Juden waren in der Hansestadt Lübeck lange nicht gern gesehen. Bis ins 19. Jahrhundert durften einige wenige innerhalb der Stadtgrenzen nur als „Schutzjuden“ leben, die dafür bezahlten. Doch selbst sie mussten ihre Toten auf dem Friedhof des holsteinischen Dorfes Moisling begraben, wo eine jüdische Landgemeinde existierte. 1852, also für Deutschland vergleichsweise früh, wurden in Lübeck die Juden den Christen rechtlich gleichgestellt. Fast alle 300 Moislinger Juden zogen in die Hansestadt. Es war die Geburtsstunde der hiesigen jüdischen Gemeinde.

Die Integration der Juden in Lübecks bürgerliche Gesellschaft, das Aufblühen jüdischen Geistes- und Wirtschaftslebens in der Stadt und das Entstehen der bürgerlichen Orthodoxie waren das Thema der Doktorarbeit von Nadine Garling, die an der FU Berlin und in Wien Judaistik, Kommunikationswissenschaft und Publizistik studiert hat. Sie sichtet dafür das reichlich bestückte Archiv der Hansestadt Lübeck und wertet das Material aus.

Die Lübecker Bürger, erklärt sie, gingen bei der Integration der neuen Bürger schnell und entschlossen vor. Früher als in den meisten deutschen Städten durften Juden in Lübeck ihren Beruf frei wählen. Bald wurde ein Rabbiner in die Bürgerschaft gewählt, und der Senat der Stadt gewährte der Gemeinde ein großzügiges Darlehen zum Bau einer Synagoge. Das war, sagt Garling, einerseits vom schlechten Gewissen über die Behandlung der Juden getrieben, aber auch kaufmännisch motiviert: Eine prachtvolle Synagoge, wäre eine neue Sehenswürdigkeit, die Reisende anziehen könnte.

1880 wurde eine überdimensionierte Synagoge im maurischen Stil eingeweiht. Sie war so beeindruckend, dass von ihr Postkarten verkauft wurden, und überstand sogar die Pogromnacht. Nur die Fassade wurde vom braunen Mob abgeschlagen.

Im Holocaust gingen die Akten der jüdischen Gemeinde zwar nicht vollständig verloren, wurden aber über die ganze Welt verstreut. Garling musste nach Jerusalem und New York reisen, auch in Heidelberg fand sie Archivalien. „Diese Reisen, zumal als Mutter von drei Kindern, hätte ich ohne Förderung niemals finanzieren können“, sagt sie. Sie fand heraus, dass die jüdische Gemeinde stetig wuchs, bis der Antisemitismus in den 1890er-Jahren auch Lübeck erreichte. Zum Ende des Kaiserreichs zählte sie 700 Mitglieder, heute sind es rund 800.

„Die Integration der religiösen Minderheit war zeitweise eine echte Erfolgsgeschichte“, erklärt die 38-Jährige, die inzwischen als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Meeresmuseum in Stralsund arbeitet. Besonders wichtig war dafür die Rabbinerfamilie



©MrsMyerDE - CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=2454079>

[1]

Carlebach, deren Nachkommen noch heute als Rabbiner in New York, London und anderen großen jüdischen Gemeinden leben. Der Rabbiner Salomon Carlebach war Abgeordneter in der Bürgerschaft, deutscher Patriot und orthodoxer Theologe. Damals spalteten sich die jüdischen Gemeinden: Sogenannte Reformjuden wollten sich mehr der christlichen Umwelt anpassen. „Carlebach“, erzählt Nadine Garling, „vertrat das Credo, dass innerhalb einer Gemeinde durchaus verschiedene religiöse Auffassungen existieren können; dass man Tradition eben bewahren und trotzdem Neuerungen zulassen könne.“ Der integrierende Ansatz, die Neo-Orthodoxie, wurde im Judentum weltweit wahrgenommen und wird noch heute gewürdigt.

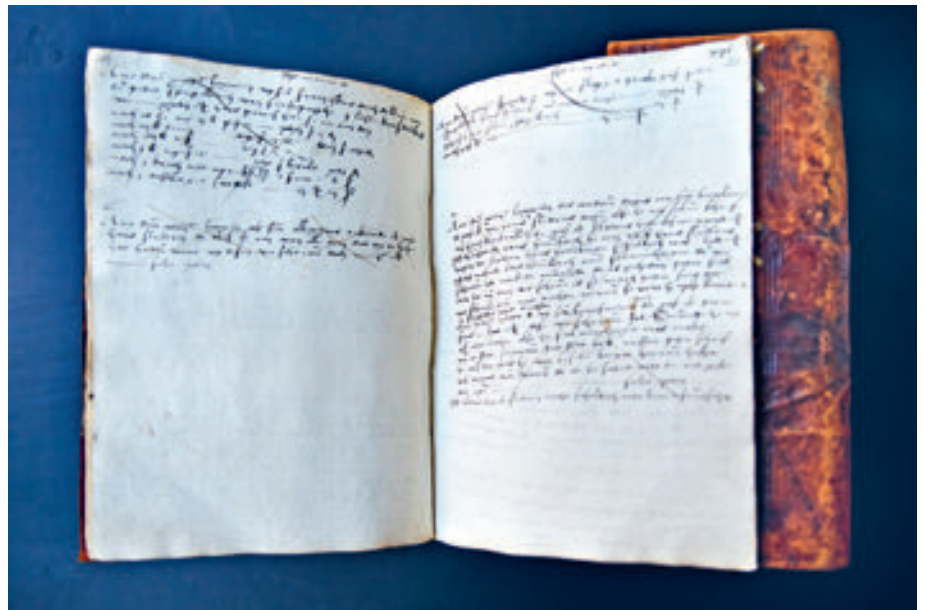
An ihre Zeit im ZKFL denkt Nadine Garling gern zurück. „Die finanzielle Unterstützung und der wissenschaftliche Freiraum waren großartig“, sagt sie heute. „Aber vor allem hat mir sehr geholfen, dass ich immer wieder jungen Wissenschaftlern aus ganz anderen Bereichen erklären musste, was ich tue. Wenn Sie mal einer Biologin oder einer Kunsthistorikerin erklärt haben, worum es bei der jüdischen bürgerlichen Orthodoxie geht, dann hilft Ihnen das selbst, das Thema besser zu fassen.“ >



[2]

[3]

[4]



[1] Zierte schon früh Postkarten: die Lübecker Synagoge. Der Senat hatte den Bau 1880 großzügig unterstützt, um Touristen in die Stadt zu locken. [2] Dieser Verschluss ist kein Werk der abstrakten Landschaftskunst, sondern eine der Installationen, mit denen am Dummersdorfer Ufer der Klimawandel simuliert wurde. [3] und [4] Dank des Rechnungsbuches von Hinrik Dunkelgud (nächste Seite), eines gewöhnlichen Lübecker Kaufmanns, ist jetzt mehr über das Leben eines Hanseaten vor 600 Jahren bekannt. Akribisch hat er seine Außenstände, Investitionen und Kosten der Lebensführung aufgelistet. Sogar seine Hochzeit samt Bier- und Weinekäufen ist in Zahlen festgehalten.

Die Hochzeit des Kramhändlers war ein Fest: Das Bier wurde aus Einbeck importiert.

3. Ein Rechnungsbuch gibt Auskunft

Über die großen Könige der Vergangenheit wissen wir fast alles, genau wie über die reichen Unternehmer von einst, die Fugger oder Thurn und Taxis. Doch wie lebte ein normaler Hanseat in Lübeck vor 600 Jahren? Darüber ist heute ein wenig mehr bekannt – dank eines in dunkelbraunes Leder eingeschlagenen und mit Stickereien aus Segelgarn verzierten Buches.

Es ist das Rechnungsbuch des Hinrik Dunkelgud, eines kleinen Kaufmanns aus der großen Zeit der Hanse, das seit Langem in der Stadtbibliothek Lübeck aufbewahrt wird. Die Historikerin Sabrina Stockhusen hat die Rarität als Erste gründlich durchgearbeitet und dabei erstaunlich viel herausgefunden. Zwar hatte sie nur den Band F der Rechnungsbücher zur Verfügung – die Bände A bis E sind verschollen – doch glücklicherweise dokumentierte der Krämer mehr als nur Warenlieferungen und Außenstände.

Dunkelgud hat das Buch 1479, wie damals üblich, gleichzeitig von vorn, von hinten und aus der Mitte begonnen, um es so in Rubriken aufzuteilen. Er notiert abgeschlossene Geschäfte und Testamentsentwürfe, seine Außenstände, Investitionen und die Kosten für die Lebensführung. Er schreibt auf, von wem er sein Haus am Lübecker Marktplatz gegenüber der Marienkirche kauft und somit Rente zu zahlen hat oder dass er seinen beiden Lehrjungen den Unterricht im Rechnen bezahlen und jeweils eine Hose kaufen muss. Seine Notizen ergeben ein Bild seiner Lebens- und Konsumgewohnheiten, sie listen auf, wie er sich kleidete und ernährte.

Es war kein schlechtes Leben, das der Händler Dunkelgud bis zu seinem Tod im Jahre 1519 führte, sagt Sabrina Stockhusen, die einige Zeit im Europäischen Hansemuseum arbeitete und nun an einem weiteren Projekt über Hinrik Dunkelgud für die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) sitzt. Sogar Geld für eine fromme Gedächtnis-Stiftung hatte er übrig. Die sorgte dafür, dass das Rech-

nungsbuch über die Krämerkompanie, die Organisation der Lübecker Händler, bis in die Stadtbibliothek der Hansestadt gelangte.

Ein Zeichen für Dunkelguds Wohlstand ist sein Bericht über die Kosten für seine Hochzeit, bei der es importiertes Bier aus Einbeck zu trinken gab statt des üblichen Lübecker Leichtbieres – schon das war eine Extravaganz – und Wein, aber nur ganz wenig, denn Wein stand Dunkelgud aufgrund seiner Stellung in der spätmittelalterlichen Gesellschaft nicht zu. Er musste dafür sogar eine Strafschuld an den Senat zahlen – was er aber vorher in den Kosten einkalkuliert hatte.

Dunkelguds Hochzeit war „über die Maßen“ aufwendig, sagt Stockhusen, der Kaufmann wollte repräsentieren. Jeder sollte sehen, dass er es zu etwas gebracht hatte. Er war zwar nur ein „Kramhändler“, er durfte also nur mit Kleinteilen handeln, die nicht in Lübeck hergestellt wurden, doch das Geschäft betrieb er einträglich. Aus Nürnberg, wo es billige Massenware gab, bezog er „Nürnberger Tand“ – Knöpfe, Nadeln, Messer, Scheren und Schellen –, den er ins Baltikum weiterverkaufte: nach Reval, wo bald einer der Lehrjungen seine Geschäfte führte, und nach Danzig, wo der andere Lehrjunge saß. Die Nürnberger hätten diese Geschäfte nicht selbst tätigen können, denn sie galten im Ostseeraum als Ausländer. So war ihnen ein Zwischenhändler sehr willkommen.

Der Tand machte Dunkelgud so wohlhabend, dass er schließlich auch seine beiden Nachbarhäuser am Marktplatz kaufen konnte, um sie zu einem stattlichen Anwesen zu verbinden. Dunkelguds Haus und sein Geschäft gingen nach dem Tod an seine Tochter und deren Mann über, die es noch 60 Jahre weiterführten. Wie es nach 1600 weiterging und ob heute noch Nachfahren der Dunkelguds in Lübeck leben, ist nicht bekannt. Vielleicht ist das ein Thema für eine andere Arbeit.

4. Damals in Afrika

Michael Schütte ist ein Entdecker in eigener Sache. Der 40-Jährige absolvierte erst eine Ausbildung zum Elektroinstallateur, bevor er auf dem zweiten Bildungsweg Abitur machte und im Anschluss Geschichte studierte. Er arbeitete als Archivar in Bozen und kam dann nach Lübeck, wo er sich eines anderen Entdeckers annahm: Günther Tessmann. Die Geschichte des Lübeckers, die Schütte für seine Promotion untersucht, ist in der Lübecker Völkerkundesammlung dokumentiert und wahrlich spektakulär.

Günther Tessmann, geboren 1884, war ein Kaufmannssohn, der die Schule mit der mittleren Reife verließ und danach eine Ausbildung zum tropischen Landwirt in Witzenhausen machte. Nichts wies zu der Zeit darauf hin, dass er einer der Begründer der Ethnografie werden würde, also der Erforschung von Völkern durch die systematische Beobachtung vor Ort. Doch seine Stellung ist heute unangefochten. Seine in etliche Sprachen übersetzten Fachbücher werden noch immer gelesen, obwohl der Autor nicht einmal Akademiker war. Und das ist nicht der Höhepunkt seiner Karriere: In Afrika wurde Tessmann als gottähnliches Wesen verehrt.

Den Aufstieg zum Halbgott verdankte der Lübecker seinem Phonographen, mit dem er Anfang des 20. Jahrhunderts ins Hinterland von Äquatorialguinea reiste. Er konnte damit Klänge aufnehmen und wieder abspielen, was die Einheimischen in Verzückung versetzte. Sie himmelten den Apparat und dessen Besitzer an, was nicht ungefährlich war, wie Tessmann berichtete: Die Menschen wollten nämlich auch wissen, was so ein Halbgott aushalten kann, ohne gleich zu sterben ...

Aber der Reihe nach: Im Sommer 1907 brach der gelernte Landwirt in die an der Westküste Zentralafrikas gelegene Kolonie Spanisch-Guinea auf, wo er im Auftrag des Völkerkundemuseums ein nahezu unbekanntes Volk erforschen sollte: die Fang, damals Pangwe genannt, die zu dieser Zeit von der europäischen Kultur noch unberührt waren. Richard Karutz, der Direktor des Museums, konnte den 23 Jahre alten Forscher nicht leiden. Er war homosexuell, widerborstig und nicht einmal Akademiker. Doch er kannte Zentralafrika, weil er da als Jäger gearbeitet hatte. Und er hatte in Kamerun die Sprache der Fang gelernt – eine Sensation!

Der junge Lübecker blieb zwei Jahre auf dem afrikanischen Kontinent. Weil ihn sein einziger europäischer Begleiter schon bald verließ, heuerte er einheimische Helfer an, manchmal bis zu hundert, die ihm eine Station in den Dschungel bauten, sie betrieben und ihm halfen, Fundstücke für das Museum zu sichern. Tessmann erforschte Sprache, religiöse Praktiken, Medizin, Sexualität und Bestattungskultur der Fang.

Einfach war das nicht. Immer wieder kam es zu Spannungen mit den Einheimischen, die nie zuvor einen Weißen gesehen hatten

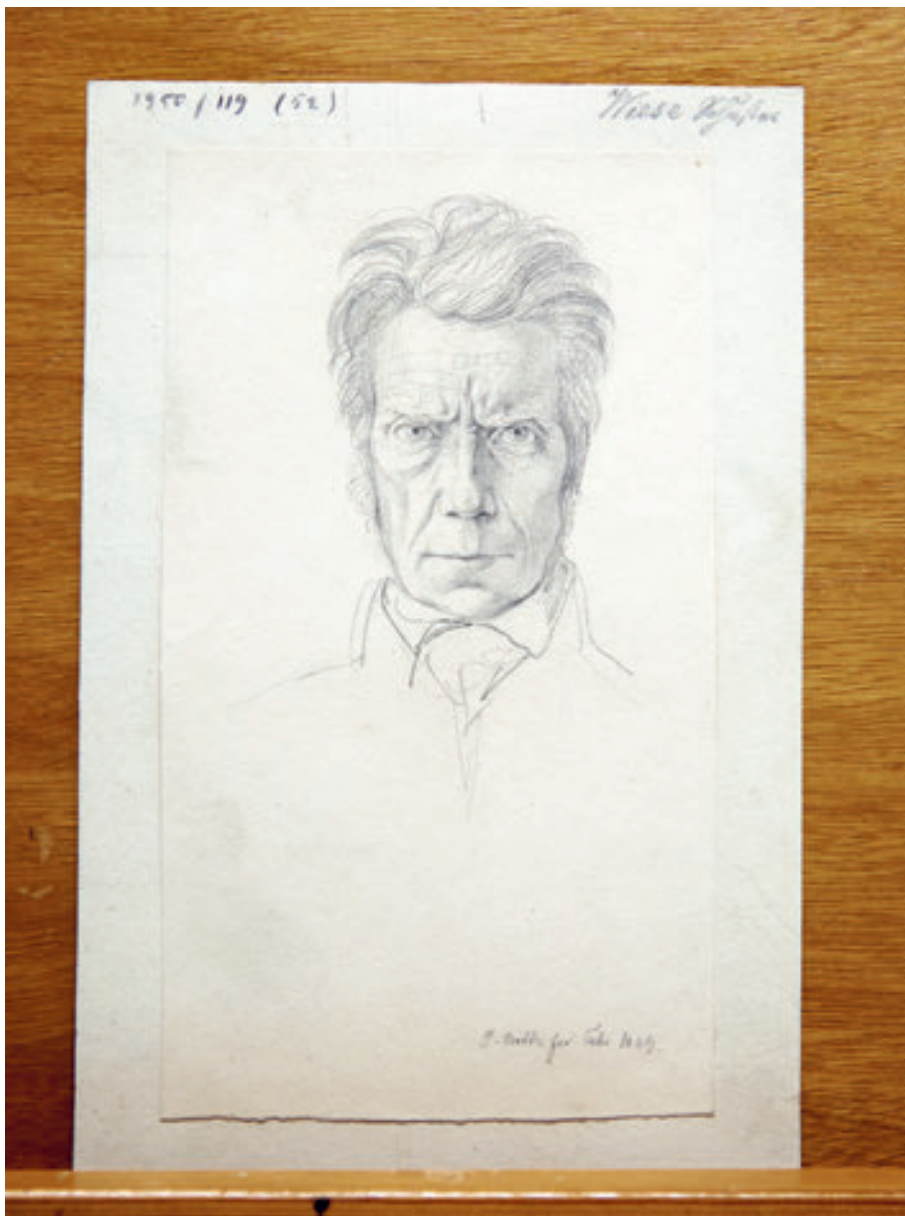
und ihn befremdlich fanden. Seine Tagebücher lesen sich oft wie Abenteuerromane.

Trotzdem gelang es ihm, mehr als 1200 Objekte nach Lübeck zu schicken. Bis heute greifen Forscher aus aller Welt und sogar Delegationen der Fang auf diese Sammlung zurück, denn auf dem afrikanischen Kontinent ist die Kunst alter Kulturen kaum noch erhalten – sie wurde von christlichen Missionaren zerstört. Zur Sammlung gehören neben den Figuren 86 Aufnahmen der Musik und der Sprache der Fang, Fotos, Zeichnungen, die Tagebücher und vieles mehr. Sie ermöglichen einen Blick in ein Zentralafrika vor dem Einzug der Europäer.

Günther Tessmann zog später weiter durch die Welt, vor allem durch Südamerika. 1936 wanderte er nach Brasilien aus, wo er 1969 starb. Und auch Michael Schüttes Abenteuer ist noch nicht vorbei. Er ist noch dabei, das Erbe Tessmanns zu sichten. Was auch immer dabei herauskommen mag – es wird spannend sein. >



Der Lübecker Günther Tessmann war für die Menschen im Hinterland von Äquatorialguinea ein kleiner Gott: Er begeisterte sie mit einem Phonographen, dafür ließen sie es zu, dass er ihre Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche erforschte.



Lange Zeit wurden die Patienten einer „Irrenabteilung“ nur als Karikatur oder überzeichnet dargestellt. Der Porträtmaler Carl Julius Milde hat das im Auftrag einer Hamburger Klinik geändert: Auf seinen 60 Bildern (Exponate des Museums Behnhaus Drägerhaus) versucht er, einzelne psychische Erkrankungen fassbar zu machen, zu beschreiben und zu klassifizieren – analog zu den Praktiken in der Botanik und Zoologie.

Geisteskranke standen Modell. Die Porträts von Carl Julius Milde sind ein Zeichen der Menschlichkeit.

5. Echt irre!

Für das Lübecker Museum Behnhaus Drägerhaus waren die Herkunft und das Konzept von 60 Porträts, die sich in seinem Bestand befinden, lange ein Rätsel. Klar war nur, dass es wohl eine interessante Geschichte dahinter geben muss, denn der Zeichner war immerhin Carl Julius Milde.

Milde war zwar Hamburger, ist aber trotzdem in Lübeck bis heute hoch angesehen. Denn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, in der das historische Erbe und seine Bewahrung niemanden interessierten, war er in der Hansestadt als eine Art Archivar tätig. Der Künstler, der 1838 an die Trave übersiedelt war, um Zeichenlehrer an dem renommierten Gymnasium Katharineum zu werden, zeichnete, lithografierte und konservierte das Innere lübscher Kirchen, etwa den „Totentanz“ in der Marienkirche. Er sicherte Artefakte aus Burgkirche und Burgkloster, die den Grundstock der Sammlung mittelalterlicher Kunst des St.-Annen-Museums bilden. Und er sorgte für einen städtischen Erlass, nach dem die Kunstschatze der Kirchen nicht einfach mehr verkauft werden durften, wenn Geld fehlte.


Carl Julius Milde, 1803 in Hamburg geboren, studierte in Dresden und München Kunst, reiste nach Italien und machte sich bald darauf in Hamburg als Porträtmaler selbstständig. Bekannt wurden seine Wandbilder für Villen wohlhabender Bürger – zwei seiner Zimmer werden im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe

ausgestellt – und seine Glasmalerei, unter anderem im Kölner Dom. Carl Julius Milde galt zudem als begnadeter Porträtist.

Diesen Ruf bestätigte er bei einem Auftrag, den er 1829 vom Hamburger Allgemeinen Krankenhaus St. Georg bekam. Der Leiter der Psychiatrie, damals „Irrenabteilung“ genannt, ein Dr. Sandmann, ließ Milde psychisch kranke Patienten zeichnen. Dabei entstanden die 60 Zeichnungen, die heute im Lübecker Behnhaus Drägerhaus lagern.

Herausgefunden hat das Julia Diekmann im Rahmen ihrer Promotion. Die Irrenabteilung im Krankenhaus in St. Georg sei wissenschaftlich absolut auf der Höhe der Zeit gewesen, erzählt die Kunsthistorikerin. Den Ärzten stand die neueste wissenschaftliche Literatur aus ganz Europa zur Verfügung. „Das war Teil einer Entwicklung, in der aus praktisch arbeitenden Medizinern Wissenschaftler wurden.“

Der Auftrag an Milde hing damit zusammen. „Man hat damals zum ersten Mal versucht, einzelne psychische Erkrankungen fassbar zu machen, zu beschreiben und zu klassifizieren, ähnlich wie es Carl von Linné in der Zoologie getan hat“, erklärt Diekmann.

Milde habe eine Fallsammlung illustriert, die für illustrierte Karteikarten und im wissenschaftlichen Diskurs genutzt werden konnte. Medizinhistorisch sind die Zeichnungen bedeutsam, weil „Irre“ zuvor nur als Karikatur oder überzeichnet dargestellt wurden. Für das Museum Behnhaus Drägerhaus stellen sie mit dieser Erklärung einen noch größeren Wert dar. 

Die Lübecker Küchengesellschaft

Das Branchennetzwerk foodRegio bringt zusammen, was zusammengehört: Wirtschaft und Wissenschaft, Bedürfnisse und Ressourcen, Technologie und Handwerk. Ein Ortsbesuch.

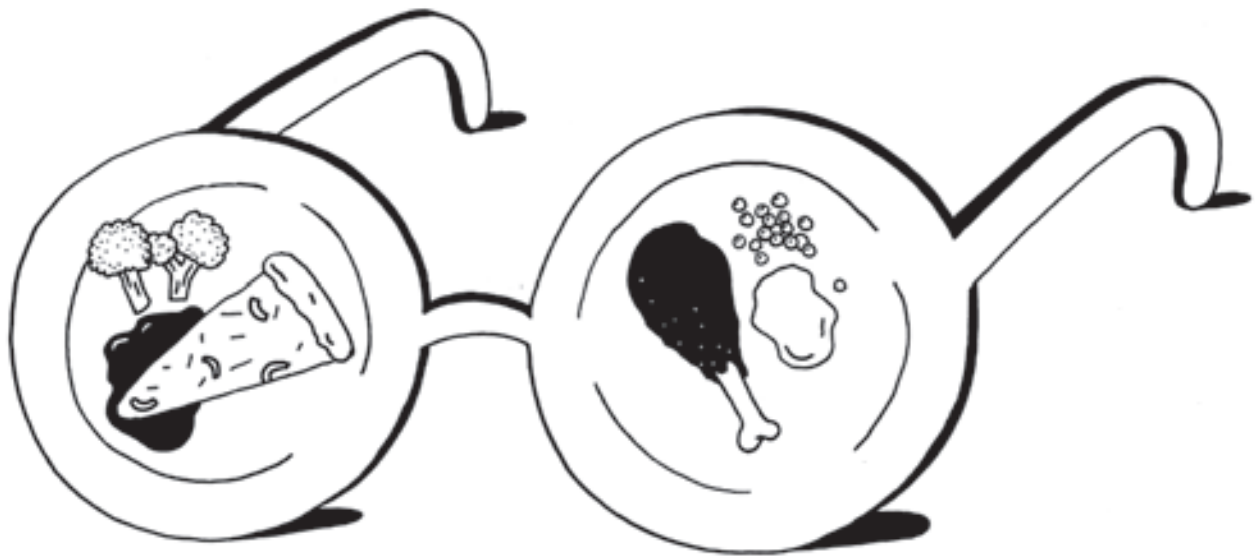
Text: Uwe Rasche **Illustration:** Joni Majer

Der Laden wirkt wie ein Miniaturwunderland für Marzipan. Da gibt es nicht nur, was zu erwarten ist: Schweinchen, kleine Holstentore und, natürlich, Marzipankartoffeln. Nein, wer das berühmte Café Niederegger in der Lübecker Flaniermeile Breite Straße besucht, der wird schon lange vor der Tortenvitrine von einer großen Auswahl an Mitbringseln in unzähligen Farben und Formen in Empfang genommen: Bärchen, Bananen, Kleeblätter, Seesterne. Gibt es irgendetwas, fragt man sich, das der Traditionshersteller nicht aus Marzipan formt?

„Oh ja“, sagt Holger Strait, der das Unternehmen gemeinsam mit seinen Töchtern Antonie Strait und Theresa Mehrens-Strait leitet. Der 69-Jährige sitzt im Besprechungsraum der Niederegger-Zentrale in der Zeißstraße und erklärt: Zwar gelte für das mehr als 300 Artikel umfassende Sortiment das Motto „von A wie Aal bis Z wie Zitrone“, doch gebe es Grenzen: „Ein älterer Herr aus Hamburg wollte das eigene Konterfei zu seiner Feier eines runden Geburtstags bestellen. Das haben wir abgelehnt.“

Tatsächlich seien jedoch die Sortimentserweiterung und ein saisonaler Produktwechsel die Voraussetzung für das Wachstum der Firma. „Früher“, sagt Strait, „konnte man im Frühjahr die Regale ausräumen und im Sommer den Hof fegen“, so sehr sei das Geschäft auf Herbst und Winter, Weihnachten und Ostern beschränkt gewesen. Heute kreiert Niederegger Themenwelten, die das ganze Jahr über funktionieren sollen, etwa die Geschenkartikel-Kollektion „Männersache“. Dazu gehört beispielsweise der „Heldentaler“, eine Medaille aus Marzipan und Zartbitterschokolade, verpackt in einer schwarzen Metalldose mit der Aufschrift „Mann des Jahres“.

Die Sortimentsvielfalt mag neu sein, den offensiv formulierten Qualitätsanspruch dagegen gab es schon, als die Firma 1806 von Johann Georg Niederegger, einem aus Ulm zugereisten Konditor, gegründet wurde. Er sorgt dafür, dass Niederegger seine Marzipanrohmasse, bestehend aus Mandeln, Zucker und einer mit Rosenwasser vergleichbaren, geheimen Zutat, selbst zubereitet. Und dass die Mandeln überwiegend aus Mittelmeerländern stammen, und nicht aus Kalifornien, mit 80 Prozent der globalen Mandelernte



wichtigstes Ursprungsland. Die Kerne aus Portugal oder Spanien seien zwar kleiner und schwerer zu schälen als Mandeln aus anderen Herkunftsländern, sagt Strait, schmeckten dafür aber besser.

Offensichtlich zahlt sich die Qualitätsstrategie aus: Niederegger-Marzipan ist weltbekannt, die Lübecker liefern ihre Produkte in mehr als 40 Länder. 30 Tonnen Marzipan produziert das 500-Mitarbeiter-Unternehmen Tag für Tag. Man ist stolz darauf, der Rohmasse bei der Weiterverarbeitung – anders als manche Wettbewerber – keinen weiteren Zucker hinzuzufügen, weil man nur so die höchste Qualitätsstufe bei Marzipan erreiche. Vieles in der Fertigung – in der Zeißstraße gleich neben dem Café – wird immer noch in Handarbeit erledigt. Dort rösten kräftige Männer mit glänzenden Oberarmen Rohmasse in archaisch wirkenden, hundert Jahre alten Kesseln über offener Gasflamme. Ein paar Räume weiter pinseln Frauen in weißen Kitteln still und konzentriert in der sogenannten Schminkabteilung rosa Schleifchen auf Schultüten oder erdfarbene Querstreifen auf Marzipanmöhrrchen.

Die Marke Niederegger hat für das Image der Hansestadt eine ähnliche Bedeutung wie ihr berühmtester Sohn und das Seebad Travemünde. „Mann, Meer, Marzipan“, sagt Björn Jacobsen, Leiter der Geschäftsstelle des Branchennetzwerks foodRegio mit Sitz in Lübeck. Doch so treffend dieser Dreiklang sein mag – es gab Zeiten, da konnte der heute 51-Jährige ihn nicht mehr hören. Das war zu Anfang des Jahrtausends. Jacobsen arbeitete bei der Lübecker Wirtschaftsförderung und wusste: In der Hansestadt wird nicht nur weltberühmtes Marzipan gemacht – es werden, zählt man das nahe

gelegene Bad Schwartau hinzu, auch im großen Stil Marmelade und Müsli, Brot und Brötchen, Fischspezialitäten, Fertignahrung und vieles andere mehr produziert, das mit Lebensmitteln zu tun hat. „Aber die Branchen, für die Lübeck bekannt war, hießen Medizintechnik, Tourismus und Logistik.“

Und das, obwohl in Lübecks Geschichte Nahrungsmittel lange Zeit eine große Rolle gespielt hatten. Im 16. Jahrhundert war die Kaufmannsstadt ein Hauptumschlagplatz für Salz, das man für die Konservierung von Hering brauchte. Im Lübecker Hafen wurden jahrhundertlang Getreide, Heringe und Bier verladen. Und bis in die Fünfzigerjahre bildete Lübeck das Zentrum der deutschen Heringskonservenindustrie. Als Imageträger für die Gegenwart hatte allerdings nur Marzipan – und gerade noch Rotspan, der im Fass aus Frankreich eingeführt und in Lübeck gelagert und abgefüllte Rotwein – überlebt. „Dabei gibt es hier, verglichen mit anderen Regionen, überdurchschnittlich viele Protagonisten im Bereich Ernährung“, sagt Björn Jacobsen. „Nur wurde diese konzentrierte Ansammlung von Mittelständlern als Cluster lange nicht wahrgenommen, weder durch die Betriebe selbst noch von außen.“

Selbstverständlich haben nicht alle örtlichen Lebensmittelproduzenten eine so schillernde Marke wie das Traditionsunternehmen Niederegger. Doch das ändert nichts an ihrem Erfolg.

Der Lübecker Cerealienpezialist H. & J. Brügggen steht mit seinen Produkten auf vielen deutschen Frühstückstischen, wenn auch oft inkognito: Der Hersteller verkauft seine Erzeugnisse überwiegend unter anderem Namen bei Aldi, Edeka oder Lidl. Haferflocken >

bilden das Fundament des Erfolges, sie waren „viele Jahre lang Grundnahrungsmittel und haben uns über zwei Weltkriege gerettet“, sagt Jochen Brügggen, der das Unternehmen gemeinsam mit seinem Bruder Hanno und seinem Cousin Johannes führt.

Brügggen hat eine lange Geschichte, im vergangenen Jahr feierte das Familienunternehmen sein 150-jähriges Jubiläum. Jochen Brügggens Urgroßvater Heinrich Brügggen und dessen Bruder Johannes begannen 1868 mit der Vermahlung von Buchweizen, den sie zu Grütze verarbeiteten. „Später brachte dann mein Urgroßvater von einer USA-Reise die Idee mit den Haferflocken mit“, erzählt der 55-jährige Jochen Brügggen. Hafer sei in Deutschland früher hauptsächlich als Futtergetreide genutzt worden, doch das volle, zu Flocken platt gewalzte Korn habe seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts eine immer größere Bedeutung für die menschliche Ernährung gewonnen. Erst im deutschen Wirtschaftswunder sank die Nachfrage wieder. „Die Menschen verbanden damit Krieg und Mangel“, erklärt Brügggen.

Ein weiterer Besuch in den USA gibt dem Unternehmen neue Impulse. Beeindruckt vom Siegeszug der Cornflakes in Nordamerika, beschließt Jochen Brügggens Vater, die Maisflocken auch in Lübeck zu produzieren – als einer der ersten Betriebe in Deutschland. „Das war 1965, und damit begann eine extrem innovative Phase.“ Brügggen setzt auf Müsli, als Ende der Siebzigerjahre die Öko-Bewegung Fahrt aufnimmt, und macht daraus ab 1985 kompakte Riegel – ein praktischer Rucksack-Snack für die wachsende Gemeinde der Outdoor-Aktiven. Heute sei das Unternehmen, so Jochen Brügggen, der mit Abstand größte Produzent von Bio-Müsli in Deutschland. 2017 betrug der Umsatz 325 Millionen Euro.

Mittlerweile umfasst das Sortiment mehr als 2000 Artikel, die an zwei Standorten in Lübeck sowie in Chile, Frankreich und Polen produziert werden. Dass die Zahl der Artikel seit 1980 um das Zweihundertfache gestiegen ist, liegt unter anderem an spezifischen Vorlieben in den Absatzmärkten: Im Mittelmeerraum mögen es die Kunden deutlicher süßer, in Skandinavien eher puristisch. Entscheidender aber sei die immer stärkere Individualisierung der Ernährung: „Vegan, vegetarisch, bio, Fairtrade, kosher, halal“, zählt Brügggen auf, „all diesen Bedürfnissen gerecht zu werden ist eine unserer größten Herausforderungen.“

Dass eine Firma wie Brügggen solche Herausforderungen heute nicht allein bewältigen muss, sondern sich mit Unternehmen der regionalen Lebensmittelbranche austauschen und Rat bei der Wissenschaft holen kann, ist das Ergebnis einer Anfang des Jahrtausends gereiften Entscheidung einiger Lübecker Unternehmen, als Bündnis aufzutreten: 2005 schlossen sich 14 in der Region ansässige Firmen der Ernährungswirtschaft zunächst informell zusammen, zwei Jahre später

gründeten sie offiziell das Branchennetzwerk foodRegio e.V. Die Geschäftsstelle unter der Leitung von Björn Jacobsen richtete man im Haus der Lübecker Wirtschaftsförderung ein.

Mittlerweile zählt der Verbund 79 Mitglieder, rund die Hälfte davon aus dem Großraum Lübeck. Dazu gehören neben J. G. Niederegger und H. & J. Brügggen unter anderem der Marmeladen- und Konfitürenproduzent Schwartauer Werke, die Fertignahrungsfirma Continental Foods Germany mit den Marken Erasco und Heisse Tasse, die Konditorei Junge mit 175 Filialen in Norddeutschland und der Fischfeinkostanbieter Hawesta.

Rund 150 Beteiligte aus den Mitgliedsbetrieben treffen sich regelmäßig in acht Arbeitskreisen, um sich über Themen wie Innovation oder Personal und Ausbildung auszutauschen. „Wir hatten festgestellt, dass unsere Lkws alle zu denselben Supermärkten fahren, dass wir die gleichen Fachkräfte brauchen, dass wir fast alle beim Produzieren kochen, kühlen oder trocknen müssen. Da macht es Sinn, dass sich die technischen Leiter mal unterhalten“, sagt Jochen Brügggen, der Vorstandsvorsitzende von foodRegio. Hilfreich ist, dass die beteiligten Unternehmen sehr verschiedene Produkte anbieten und Konkurrenz deshalb kaum eine Rolle spielt. „Wir können Synergien nutzen“, sagt Brügggen, „ohne uns gegenseitig auf die Füße zu treten.“

Neben den Arbeitskreisen findet jedes Jahr im Februar ein von foodRegio ausgerichtetes Trendtag statt – mit Gastrednern aus dem In- und Ausland, die über ihr frisch gegründetes Start-up oder neue wissenschaftliche Erkenntnisse berichten. Seit 2018 gehört zu der Veranstaltung auch ein Talente-Forum, das Führungskräfte der Firmen und den Nachwuchs zusammenbringen soll. Dort haben zum Beispiel Hochschulabsolventen die Möglichkeit, ihre Bachelor-Arbeiten vorzustellen.

Arne Pietsch steht noch ein bisschen unter Dampf, als er sein Büro im ersten Stock des Gebäude 21 der Technischen Hochschule Lübeck (TH) betritt. „Ich komme direkt von einer mündlichen Prüfung, die ich zusammen mit einem Kollegen abgenommen habe“, sagt der 52-Jährige. Gut sei es gelaufen, und was ihn besonders freue: Der Absolvent habe bereits einen Arbeitsvertrag unterschrieben – bei einem großen Analytiklabor für Lebensmittel in Hamburg.

Pietsch hat den Studiengang „Wirtschaftsingenieurwesen Lebensmittelindustrie“, in dem er unterrichtet, 2011 selbst aufgebaut. Anfangs hieß er noch „Food Processing“, und die Possehl-Stiftung unterstützte ihn mit der Finanzierung einer Stiftungsprofessur. Damals gingen 15 Studierende an den Start, aktuell sind 35 eingeschrieben. „Es sind eher nicht Einser-Abiturienten und Überflieger“, sagt der Professor für Lebensmittelverfahrenstechnik über seine Schützlinge, „sondern meist handfeste, bodenständige Menschen, die nicht selten schon eine Berufsausbildung hinter sich haben.“



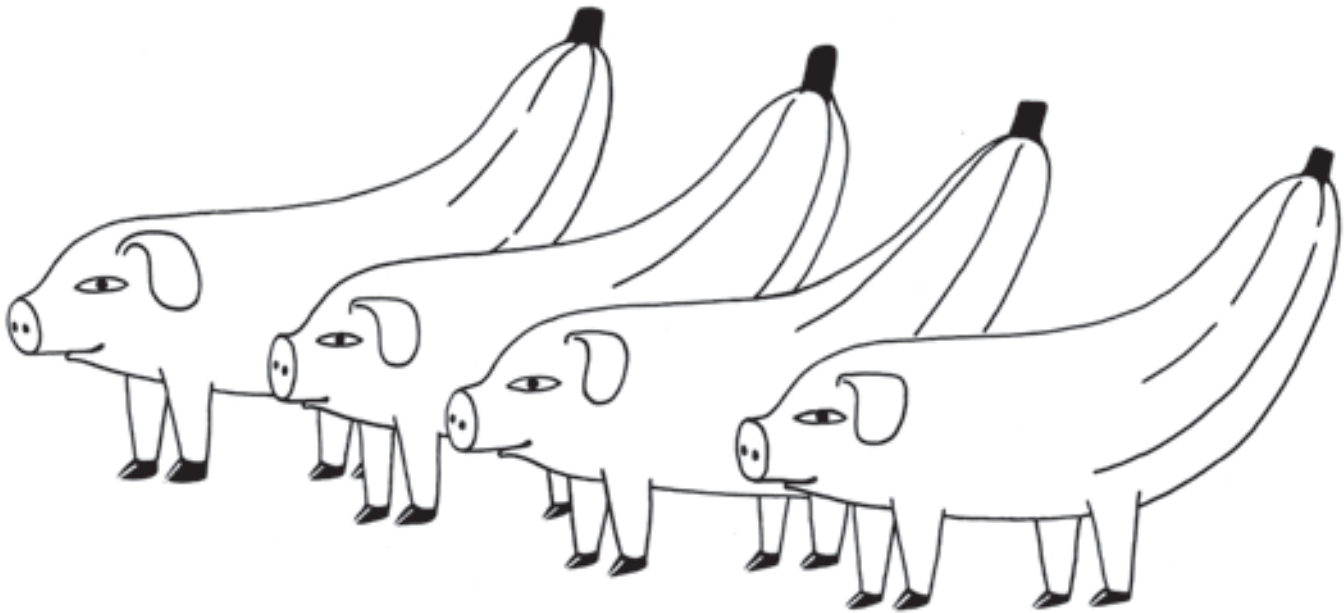
Man hört es heraus: Jeder erfolgreiche Abschluss, erst recht, wenn danach sofort ein Job winkt, ist auch für ihn ein persönlicher Erfolg.

Bei dem Studium handelt es sich um eine sehr spezielle Ausbildung, die Absolventen Türen öffnen kann, allerdings nur ganz bestimmte. Es ist eine deutschlandweit einzigartige Mischung aus Lebensmitteltechnologie, Maschinenbau und Betriebswirtschaftslehre, die maßgeschneiderte Fachkräfte hervorbringen soll – speziell für die Bedürfnisse der Unternehmen in der Region. Schließlich waren es Nahrungsmittelhersteller aus Lübeck und Umgebung, die im Vorfeld gefragt wurden, welche Fähigkeiten sie suchen.

Innovation, Logistik, Energiemanagement, Personalwesen – das waren die Themen, wo die Betriebe der Schuh drückte. Die Unternehmen brauchten zwar Ingenieure, Betriebswirte und Lebensmitteltechnologien, jedoch nicht in Reinkultur, sondern als Kombination aus diesen drei Fachgebieten. Ein Ingenieur beispielsweise, so das Wunschprofil vieler Lebensmittelhersteller, solle sich auch mit betriebswirtschaftlichen Zahlen auskennen – nicht nur die Technik

einer Produktionsanlage beherrschen, sondern auch wissen, was es kostet, wenn eine Maschine mal stillsteht. Gleichzeitig soll er heute aber auch ein Team leiten können, also wie ein Manager etwas von Menschenführung verstehen.

Was seinerzeit ebenfalls als Kern des Studiengangs gewünscht wurde, ist ein starker Praxisbezug. Am engsten ist die Verzahnung bei einer dualen Variante, wenn also Schulabgänger parallel zum Studium eine Ausbildung zur Fachkraft für Lebensmitteltechnik machen. Eine von ihnen ist Svenja Koch, Studentin im siebten Semester. Im ersten Jahr des Studiums habe sie Vollzeit bei Continental Foods gearbeitet, dem Hersteller der Erasco-Produkte, erzählt die 23-Jährige. „Ich war in der Rohwarenannahme, in der Saucen- und Gewürzküche, in der Mischerei, durfte Suppen mit anrühren – kurz: Ich durfte alles kennenlernen und sehr viel selbst machen. Auf der Suche nach neuen Eintopfrezepturen haben wir zum Beispiel auch mit Superfood wie Chia-Samen oder Quinoa experimentiert.“ Einen späteren Praxisblock ihres Studiums habe sie dann >



zwei Wochen beim Marmeladenhersteller Schwartauer Werke verbracht, neun Kilometer nördlich von Lübecks Altstadt. In der Region fühle sie sich wohl. Sie sei „ziemlich sicher“, sagt sie, nach dem Abschluss auch in der Stadt zu bleiben: „Wo hätte ich denn ein vergleichbar großes Angebot an spannenden Jobs?“

Zum Lübecker Lebensmittelcluster gehören auch Unternehmen, die selbst keine Nahrungsmittel herstellen, aber eine wichtige Rolle spielen bei deren Produktion: der Hygienespezialist Bockholdt etwa, 1959 als „Firma Blitz-Blank“ gegründet und heute mit 6000 Beschäftigten einer der größten Arbeitgeber in der Region. Oder die Firma Loehrke, Anbieter von Reinigungssystemen vor allem für Getränkehersteller. Und schließlich das Familienunternehmen Nordischer Maschinenbau Rud. Baader, das mit seiner 1921 präsentierten Köpf- und Entgrätungsmaschine die Fischverarbeitung revolutionierte und im Englischen den Begriff „baadering“ prägte –

als allgemeine Bezeichnung für den Vorgang, bei Lebensmitteln weiche von festen Bestandteilen zu trennen.

Eine besondere Position nimmt die Technologie-Firma KaTech ein. Sie stellt weder Lebensmittel für den Endverbraucher her noch Maschinen für deren Herstellung. KaTech entwickelt – vereinfacht gesagt – Zusatzstoffe für die Lebensmittelindustrie.

Schon im Treppenaufgang der Lübecker Aegidienstraße Nr. 22, einem Palais aus dem Spätbarock, lernen Besucher das Geschäftsfeld der Firma KaTech kennen. Agar-Agar, heißt es auf Schautafeln in einer Vitrine, ist ein Verdickungsmittel mit der E-Nummer 406 und wird aus Seealgen gewonnen. Das Geliermittel Pektin dagegen, E 440, aus Zitronenschale. Lebensmittelzusatzstoffe, oft verteufelt, können etwas ganz Natürliches sein, so die Botschaft.

Im Gespräch mit dem geschäftsführenden Gesellschafter Patrick Schwarz, dem Entwicklungsleiter Alexander Maeße und dem

Technischen Direktor Cyril Carrat, wird schnell klar: KaTech als bloßen Hersteller von Zusatzstoffen für die Lebensmittelindustrie zu bezeichnen wäre zwar nicht falsch, würde aber dem Anspruch der 2010 gegründeten und inzwischen auf 83 Mitarbeiter gewachsenen Firma nicht gerecht. „Wir wollen für Kunden Probleme aus dem Weg räumen“, sagt Schwarz. Deshalb halte man kein bestellbares Sortiment bereit, ergänzt Cyril Carrat. „Es geht darum, dem Kunden zunächst einmal gut zuzuhören – und dann gemeinsam eine maßgeschneiderte Lösung zu finden.“

Welche Firmen sich mit ihren spezifischen Anliegen an KaTech wenden, sei geheim. „Wir arbeiten mit norddeutschen Lebensmittelproduzenten zusammen“, sagt Schwarz. Mal gehe es darum, ein neues Produkt abfüllfähig zu machen, mal sei eine veränderte Textur gefragt, die der Verbraucher besser annehme. Und das Ergebnis bedeute in der Regel nicht, dass der Hersteller über die ohnehin verwendeten Zusatzstoffe hinaus noch weitere auf der Verpackung seines Produktes deklarieren müsse, betont Carrat. „Viele Lösungen, die wir entwickeln, erfüllen Clean-Label-Anforderungen oder sind völlig frei von E-Nummern.“

Produziert wird in Reinfeld, eine halbe Autostunde entfernt, in der Lübecker Aegidienstraße findet die Entwicklung statt. Jeden Morgen trifft sich hier ein Team aus Lebensmitteltechnologien, um neue Produkte zu verkosten. 22 durchnummerierte Proben stehen jetzt auf dem Tisch, darunter ein glutenfreier Schoko-Muffin, ein veganer Joghurtdrink und ein Hühnerfrikassee-Fertiggericht, das auf dem dazugehörigen Bewertungsbogen als „Allergene- and E-Nummern-frei“ ausgewiesen ist.

Das seien alles Kreationen ohne expliziten Auftrag, erklärt Entwicklungsleiter Maeße, man gehe gern auch selbst Trends an. „Beim Frikassee“, sagt sein Kollege, der für Herzhaftes zuständige Technologie Horst Steen, „haben wir die klassischen chemischen Stabilisatoren durch natürliche Proteine und gezielt ausgesuchte native Stärken ersetzt, die auch thermischen Belastungen wie der Sterilisation standhalten.“ Steen zeigt sich zufrieden: „Ohne E-Nummern und dennoch locker für mehrere Jahre haltbar.“ Dann wird probiert, alle nicken anerkennend: Das Frikassee schmeckt.

Neben der TH sind zwei weitere Lübecker Institute im Netzwerk aktiv: Die Forscher der ebenfalls auf dem Hochschulcampus angesiedelten Fraunhofer-Einrichtung für Marine Biotechnologie und Zelltechnik tüfteln in ihrem hochmodern ausgestatteten Technikum für angewandte Lebensmittelforschung daran, wie das Essen und Trinken der Zukunft aussehen könnte. Und die Universität möchte mit ihrem Institut für Ernährungsmedizin zeigen, welches Potenzial das Thema Gesundheit für Innovationen in der Lebensmittelwirtschaft hat. „Nehmen wir das dort erforschte Thema ‚Personali-

sierte Ernährung‘“, sagt Björn Jacobsen von foodRegio. „So etwas interessiert die Unternehmen. Denn bei einem immer weiter zunehmenden Individualisierungsanspruch an die Produkte könnte es irgendwann darum gehen, wie man eine bisher stets auf Menge ausgelegte Produktionstechnologie mit der Idee von Losgröße eins zusammenbringt.“ Eine „sich perfekt ergänzende Kombination“ nennt Björn Jacobsen das Trio aus Universität, Technischer Hochschule und Fraunhofer-Einrichtung. „Damit ist eine Infrastruktur geschaffen worden, die wir vorher nicht hatten.“

Als im August 2016 an der Universität zu Lübeck und am Universitätsklinikum Schleswig-Holstein, Campus Lübeck, das Institut für Ernährungsmedizin gegründet und der Studiengang Medizinische Ernährungswissenschaft eingerichtet wurde, hatte der ehemalige Oberarzt und künftige Institutsleiter Christian Sina eine Vision: „Statt der Optimierung von Produktionsprozessen und Innovation bei Aussehen und Geschmack eines Produktes, interessierte mich vielmehr die Frage der Bekömmlichkeit: Welches Lebensmittel ist für welchen Konsumenten gesund?“

Sina rief das Forschungsfeld Personalisierte Ernährung ins Leben, sprach mit Vertretern der regionalen Lebensmittelindustrie und gründete Mitte 2018 zusammen mit Betriebswirten und Informatikern ein Start-up namens Perfood. Das Produkt der jungen Firma ist eine „praktische App für die Erfassung von Lebensmitteln“, wie sie die Macher bewerben.

Der 42-jährige Gastroenterologe und Medizinprofessor wird im Gespräch erst einmal grundsätzlich: „Durch die langjährige Erfahrung in der Akutmedizin weiß ich um die Konsequenzen eines schlechten Lebensstils, nämlich Diabetes mellitus, Herzinfarkt und Schlaganfall. Ich möchte dazu beitragen, gesundes Altern zu ermöglichen.“ Dabei könne eine typengerechte Ernährung helfen. An 150 Probanden habe eine Forschungsgruppe seines Instituts zunächst die Darmflora untersucht und festgestellt, dass sie individuell sei wie ein Fingerabdruck. Anschließend habe man zwei Wochen lang die Reaktion der Teilnehmer auf bestimmte Mahlzeiten getestet – anhand des jeweiligen Blutzuckeranstiegs. „Ein stabil niedriger Blutzuckerspiegel ist wichtig, um Übergewicht zu vermeiden und damit auch das Risiko kleinzuhalten, an Diabetes zu erkranken“, sagt Sina.

Das Ergebnis sei verblüffend gewesen – für die Forscher, noch mehr aber für die Probanden. „Manche reagieren mit einem massiven Anstieg des Blutzuckers auf Weißbrot, andere wiederum auf Vollkornbrot, manche auf Äpfel, andere auf Käsekuchen.“ Nach Auswertung von Darmflora und Blutzuckertest habe man den Teilnehmern individuelle Ernährungsratschläge geben können – gezielt darauf abgestimmt, welche Lebensmittel ihnen guttun und welche nicht. >

Sina greift zu seinem Handy und ruft die App auf, mit der jeder selbst ermitteln könne, welcher Ernährungstyp er sei. „Vorher schicken wir ihm einen Anamnesebogen mit 60 bis 80 Fragen zu seiner Gesundheit, bitten um die Einsendung einer Stuhlprobe und senden ihm einen Sensor zu, der wie ein Pflaster auf der Haut klebt und den Blutzucker misst.“ Die App fragt noch ein paar weitere Dinge wie etwa sportliche Aktivitäten ab, anschließend kommt das Entscheidende: Der Teilnehmer trägt 14 Tage lang Art und Zeitpunkt jeder Mahlzeit ein. „Am Ende erhält er einen Report, erfährt darin zum Beispiel, welcher Frühstückstyp er ist und welches generell seine Top- oder Flop-Mahlzeiten sind“, so Sina.

Eigentlich kostet die App 299 Euro, für 100 Euro weniger gibt es sie, wenn Lebensmittelhersteller gezielt die Wirkung ihrer Produkte testen dürfen. „In einem solchen Fall bekommt ein Teilnehmer zum Beispiel verschiedene Müsli-Sorten zugeschickt, die er während der Testphase zu sich nehmen muss, jeweils zwei bis drei Produkte.“ Sina sieht in solchen individuellen Tests nicht nur ein riesiges Potenzial für die Ernährungsindustrie, sondern auch für die Wissenschaft: „Jeder von uns muss etwa dreimal am Tag essen, man hat hier eine unglaubliche Reichweite, medizinische Inhalte zu transportieren.“

Auch die Wissenschaftler am Fraunhofer-Institut, ganz in der Nähe der Universität auf dem Lübecker Campus, beschäftigen sich mit Ernährungsfragen, obwohl der offizielle Name „Einrichtung für Marine Biotechnologie und Zelltechnik“ (EMB) den Laien etwas anderes vermuten lässt.

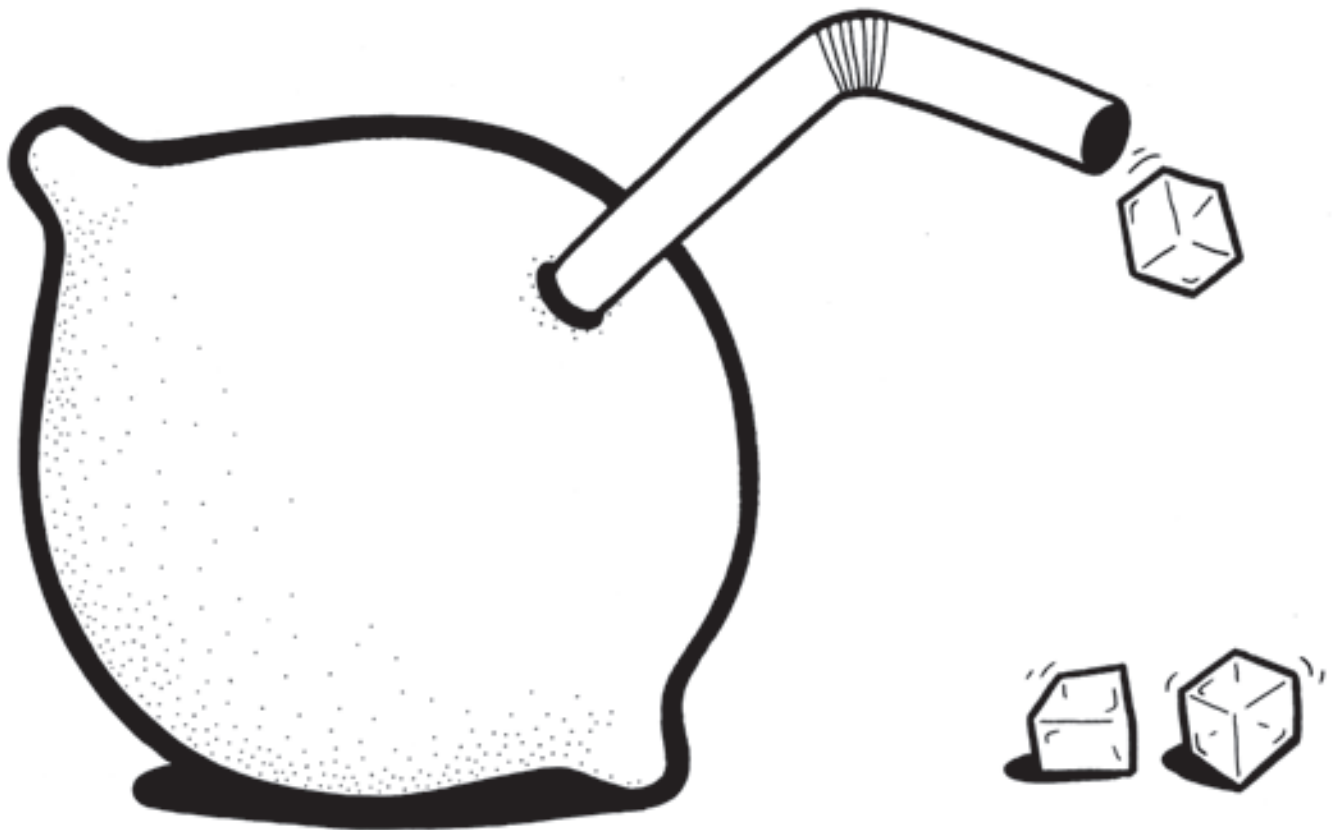
Ein riesiges Aquarium, in dem Ostsee-Fische schwimmen: Schon im Foyer des modernen, neu errichteten und 2015 bezogenen Gebäudes auf dem Hochschulcampus ist sichtbar, dass man sich an der Lübecker Fraunhofer-Einrichtung mit dem Leben unter Wasser beschäftigt. Rund 60 Menschen arbeiten hier, und ihr Leiter ist der aus Wismar stammende Meeresbiologe Charli Kruse.

„Fraunhofer-Forschung ist immer anwendungsbezogen“, sagt der 58-Jährige, „alles, was bei uns entsteht, muss am Ende rausgehen in die Industrie.“ Von dort kommt seine Kollegin Elke Böhme, die in Kruses Büro Platz genommen hat. Sie ist Lebensmitteltechnologin, hat kurz die Produktentwicklung beim Fischverarbeiter Hawesta geleitet und davor mehr als zehn Jahre bei Continental Foods im Bereich Forschung und Entwicklung für die Marken Erasco und Lacroix gearbeitet.

An der EMB führt die 42-Jährige die Arbeitsgruppe Lebensmitteltechnologie, die auch das neue Projekt „Fraunhofer Future Food“ betreibt. „Es soll Lebensmittelherstellern bei Innovationen unterstützen“, sagt Böhme, „und ein Angebot vor allem für kleinere

Betriebe sein, die keine eigene Entwicklungsabteilung haben.“ Eine dieser Innovationen steht bereits in den Getränkeregalen ausgewählter Lübecker Supermärkte: ein Algenbier. Der Seetang dafür wird an den Küsten des Nordatlantik gesammelt. Produziert wird das Bier in den Sudkesseln der Brauerei Klüvers in Neustadt/Holstein. „Dort werden beim Maischen Essenzen von Rotalgen zugesetzt. Ein spezielles Fermentationsverfahren dafür haben wir in unserem hauseigenen Technikum für angewandte Lebensmittelforschung entwickelt“, erklärt Böhme. Der Gerstensaft mit dem Namen „Seegang“ ist kein gefälliges Party-Bier, aber der prägnante Meeresgeschmack nimmt der Mischung auch nicht den charakteristischen Biergeschmack.

Hinter dem Projekt steckt weit mehr als der Versuch, dem boomenden Craftbeer-Markt eine weitere außergewöhnliche Spezialität zu beschere. Angesichts überfischter Meere, sagt Kruse, beschäftigt sich die EMB schon länger mit einer ökologischen



Form der Aquakultur, die man integriert multitrophisch nenne. Dabei werden Kulturen von Meerestieren und Meerespflanzen durch einen Wasserkreislauf so miteinander verbunden, dass die Abfallstoffe der einen als Nährstoffe der anderen fungieren. „Algen sind zudem ein nachwachsender Rohstoff“, sagt Böhme, „und sie brauchen weder Süßwasser noch Ackerland. Anders als in Asien sind sie bei uns noch kein alltägliches Gemüse, aber laut einer Zukunftsstudie von Nestlé über ein mögliches Essverhalten im Jahr 2030 können sich viele Deutsche durchaus vorstellen, sie in verarbeiteter Form in ihren Ernährungsplan aufzunehmen.“

Ein weiteres Future-Food-Produkt, das es allerdings noch nicht zu kaufen gibt, ist ein Brotaufstrich aus Muscheln. Sehr kleine Exemplare wurden nach der Ernte bisher oft ins Meer zurückgeworfen, weil sie in Geschäften schlecht vermarktbar seien, erklärt Böhme. „Gemeinsam mit einem Kieler Muschelfarmer haben wir aus ihnen erste Geschmacksmuster eines Brotaufstrichs entwickelt, so wie es ihn zum Beispiel auch aus Sardellen gibt.“ Weiterhin

schreibe eine Studentin der Lebensmitteltechnologie in der EMB ihre Masterarbeit über einen Fisch-Snack, den man aus Karkassen, also Knochengерüsten mit anhaftenden Fleisch- und Hautresten, gewinnen könne. Netzwerke wie foodRegio, an dem die EMB beteiligt ist, seien für solche Projekte ganz wichtig, sagt Böhme. „Häufig hat eine Firma einen Reststoff und weiß gar nicht, dass eine andere diesen sehr gut gebrauchen kann.“

Klingt vernünftig. Ein guter Koch kann alles nutzen. Und ein gutes Branchennetzwerk funktioniert wie eine gute Küche. 

Poetisch

Ea Paravicini ließ sich in England, den Niederlanden und Frankreich zur Seiltänzerin ausbilden. Seit 2011 lebt sie als freischaffende Künstlerin in Lübeck.

Dort beweist sie regelmäßig, dass es nur ein dünnes Stahlseil braucht, um einen Kaufhausvorplatz zu verzaubern. Lübeck ist ihr seit Langem vertraut: Sie hat hier die Waldorfschule besucht.





Hereinspaziert!

Lübeck mag keine Metropole sein, aber das kulturelle Angebot kann locker mit dem so mancher Großstadt mithalten. Die Menschen lieben ihre Bühnen – auch weil Unterhaltung und Kunst hier ganz selbstverständlich nebeneinander stehen.

Foto: Jens Umbach





Beeindruckend

Das Theater Lübeck gilt als schönstes Jugendstiltheater Norddeutschlands und hat die größte Bühne der Hansestadt. Auch der Spielplan kann sich sehen lassen und lockt mit seinen zahlreichen Premieren inzwischen auch viele Besucher von weit außerhalb in das Mehrspartenhaus.

Betörend

Die Zeitschrift »Opernwelt« bescheinigt dem Theater Lübeck eine herausragende Arbeit – auch weil es seinen Ruf als „eines der führenden Opernhäuser Norddeutschlands“ immer wieder bestätigt. So auch bei der Theaternacht, als das Ensemble unter anderem Ausschnitte aus „La Traviata“ gab.





Versiert

Was das Ohnsorg-Theater für Hamburg ist oder das Millowitsch-Theater für Köln war, sei das Volkstheater Geisler für Lübeck. So steht es im Gästebuch des Hauses im Herzen der Altstadt. Kein Wunder: Tommy Geisler war selbst Schüler von Willy Millowitsch und hat die Spielstätte 2002 zusammen mit Heidi Kabel und Ilse Werner gegründet.

Kultiviert

Das ehemalige Kino „Zentral“ ist heute Bühne für vieles: Volkstheater, Operettenhaus, Konzertsaal, Comedy-Stätte, Kindertheater. Tommy Geisler schöpft aus dem Vollen, um sein Haus zu füllen, das keine Subventionen erhält. An Sonntagen bittet er regelmäßig zum Film. Dann werden in der Pause Kaffee und Kuchen serviert.







Schwungvoll

Das Binnenschiff „Marie“ zeigt, was ankommt: Für seine 156 Plätze hat das Theaterschiff Lübeck in der vergangenen Spielzeit stolze 39 000 Besucher an Bord geholt und damit sein erfolgreichstes Jahr gefeiert: Die Auslastung betrug 92 Prozent. Das Erfolgsrezept? Leichte Unterhaltung auf hohem Niveau.

Schwofend

Von „Schwanensee“ in Stützstrümpfen über die Small Town Boys bis zu einem Liederabend über den Spatz von Paris: Der Spielplan des Theaterschiffs sorgt für gute Laune bei Gästen und Betreibern.





Magisch

Klein, aber fein: Roland Hennings Zaubertheater in der Beckergrube bietet nur 35 Zuschauern Platz – der Zauberkünstler zeigt seine Tricks am liebsten inmitten seines Publikums. Wo bleibt in diesem kleinen Kreis nur der Hase, wenn er nicht gerade im Hut steckt?

Närrisch

Wo gezaubert wird, darf auch viel gelacht werden: Magier Henning kann nicht nur Kartentricks, sondern auch Comedy: Seine Abendshows in Norddeutschlands einzigem Close-up-Theater sind regelmäßig ausverkauft.





Berauschend

Musikalische Theaterabende haben in den Kammerspielen inzwischen Tradition. Nach Edith Piaf und Leonard Cohen hat sich Regisseur Pit Holzwarth zuletzt die US-Musik-Ikone Patti Smith vorgenommen. Die Liederabende mit dem Titel „Wahrheit ist in allen Dingen“ wurden mit Standing Ovations bejubelt.

Bezaubernd

Theaterfiguren sind schon seit Jahrzehnten im Kolk zu Hause. TheaterFigurenMuseum und Figurentheater sind Nachbarn in einer Gruppe historischer Kaufmannshäuser. Im Theater erleben Kinder und Erwachsene die ganze Vielfalt des modernen Figurentheaters. Die Possehl-Stiftung ist Gesellschafterin beider Häuser. Sie werden derzeit umfassend saniert und voraussichtlich 2021 wieder eröffnet.





GEMEINSAM
SIND WIR REICH

Als Emil Possehl **die Not der Bedürftigen lindern** wollte, waren die „Armen“ auf den ersten Blick zu erkennen: an der Kleidung, den schlechten Behausungen, ihren ausgemergelten Körpern. Heute sind viele Folgen der Armut unsichtbar: das niedrige Selbstbewusstsein, die Hoffnungslosigkeit, die Angst. Wer daran etwas ändern will, muss genau hinschauen und an den Wurzeln der Not ansetzen – um sie der nächsten Generation vielleicht zu ersparen.

Haste nix, biste nix
*Mit Schulden zu leben ist nicht einfach.
Aber man kann es lernen.*

Seite 80

Auf einer DIN-A-4-Seite
*Wie einfach, naheliegend, unbürokratisch und, ja, vor allem hilfreich
finanzielle Unterstützung sein kann, zeigt der Lübecker Bildungsfonds.*

Seite 86



Haste nix, biste nix

Wer Schulden hat, fühlt sich in Deutschland vor allem schuldig.
Das macht alles noch schlimmer – und bringt nichts.
Das Gegenteil davon ist die Schuldnerberatung.

Text: Sören Harms **Foto:** Jens Umbach

Die Kapitelstraße ist eine dieser süßen schmalen Backstein-Kopfstein-Gässchen, die es auf Lübecks Innenstadtinsel zuhauf gibt. Weit am Anfang steht die Hausnummer fünf: das Backsteingemäuer gekalkt, der Handlauf weinrot gestrichen, auf halber Treppe eine Tür. Vielleicht hat mancher ohne Geld zunächst dort angeklopft. Jedenfalls hat der eine Schriftzug „Täter-Opfer-Ausgleich“ offenbar nicht ausgereicht, um Verirrten den Weg zu weisen: Ein findiger Kopf hat neben der Tür noch ein zweites Schild mit derselben Aufschrift befestigt. Und daneben wiederum weist ein drittes vorsorglich die Treppe hinauf:

*Rechtsfürsorge e. V. Resohilfe
Schuldner- und Insolvenzberatung
(geeignete Stelle gem. §305 InsO)*

Die meisten, die dann weiter emporsteigen und die Abkürzung „InsO“ sofort als „Insolvenzordnung“ dechiffrieren, weil sie seit Jahren mit dem Thema zu tun haben – die meisten hier werden sich eher wie Opfer fühlen, nicht wie Täter. Die Holzstufen sind abgelaufen, als wären die Menschen hier hochgeschlurft. Als hätten sie kaum Kraft gehabt. Ein langsamer und zögernder Tritt. Es ist kein leichter Gang hinauf zu Bernd Mathea.

Der Vollbarträger Mathea war Zeitsoldat und Personenschützer bei der Bundeswehr, während die R.A.F. die Bundesrepublik zu

erhöhter Sicherheit bombte, hat nach der Wende im Osten Fliesen verkauft, irgendwann darin nur noch wenig Sinn entdeckt – und schließlich als Schuldnerberater begonnen, erst ehrenamtlich, dann systematisch ausgebildet.

Die Rechtsfürsorge e. V. Resohilfe, bei der Mathea seit gut zehn Jahren arbeitet, gibt es schon seit 1841. Ihr Mutterverein ist sogar noch mehr als ein halbes Jahrhundert älter: Die „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ wurde im Jahr der Französischen Revolution gegründet. Sie ist ein gutes Beispiel für den Stiftungsgedanken der Lübecker Bürger: sich um das Gemeinwesen kümmern, die „schwarzen Schafe“ nicht verloren geben. Und zugleich die bürgerlichen moralischen Maßstäbe als allgemein gültig setzen und bewahren. Denn eine Revolution sollte in Lübeck eher nicht stattfinden.

Manchmal wünscht Mathea sich eine. Denn wenn die Rede auf die Sozialgesetze der vergangenen 15 Jahre kommt, könnte sich der einstige Feldjäger angesichts der Ungerechtigkeit in Rage reden. Freilich beherrscht er seine Wut. Er ist 68, ein Jahr will er noch machen bei der Resohilfe. „Es klingt kitschig“, sagt Mathea, „aber ich habe Glück gehabt in meinem Leben, und ein bisschen davon will ich weitergeben.“ Und wenn dann jemand die Treppe emporsteigt, versucht der Schuldnerberater, seinen Klienten schnell die Last von den Schultern zu nehmen, so gut er eben kann. >



[1]

Bernd Mathea:

Die Klienten sind anfangs unruhig und ängstlich. Sie haben Probleme, sich zu öffnen. Allein schon die Tatsache, dass sie hierherkommen, schafft bei ihnen ein Gefühl des Versagens. Sie müssen zugeben, dass sie wenig verdienen und häufig jahrelang gehofft haben, ihre Situation werde sich schon bessern. Wir helfen ihnen darüber hinweg, indem wir eine offene Atmosphäre schaffen, die es ihnen möglich macht, darüber zu sprechen. Zum Beispiel sitze ich zwar hinterm Schreibtisch, um mitzuschreiben. Ich schalte aber einen zweiten Bildschirm ein, damit sie mitlesen können, was ich tippe. Das finden die meisten gut.

Viele sind schon aus Unwissenheit heraus bedrückt. Die wenigsten, die zu uns kommen, kennen ihre Rechte. Sie denken, dass sie irgendwie bestraft werden, dass sie eingesperrt werden, weil sie Schulden haben – so weit geht zum Teil das Nichtwissen. Dabei haben Gläubiger bei Menschen mit geringem Einkommen eine sehr schwache Rechtsposition. Zum Beispiel darf man bei einem Menschen erst pfänden, wenn er mehr verdient als 1140 Euro. Das ist das sogenannte unpfändbare Einkommen. Aber fast die Hälfte unserer Klienten hat weniger als 1000 Euro netto.

Dennoch gibt es immer noch viele Menschen, die von diesem wenigen Geld auch noch Schulden abstopfern. Häufig lautet deshalb mein erster Tipp: Pfändungsschutzkonto einrichten und Ratenzahlungen einstellen – aus, Schluss, vorbei! Dann schauen die mich mit offenem Mund an. Aber wenn sie nur Arbeitslosengeld II (ALG II) beziehen, ist das der einzig sinnvolle Weg. Denn von diesem Geld sollen und müssen sie leben. Das sorgt dafür, dass viele hier erleichtert hinausgehen, ungläubig sogar: „Dass das so einfach ist!“ Und dann sage ich: „Doch, ist es“ – und freue mich mit.

[1] Bernd Mathea hat viele unterschiedliche Berufe im Laufe seines Lebens ausgeübt. In der Schuldnerberatung hat er gefunden, was er vorher oft vermisste: einen Sinn.

[2] Auch Eva-Maria Bauer betrachtet ihre Aufgabe nicht einfach als Job. Die gelernte Sozialpädagogin berät ihre Klientel seit mehr als zwanzig Jahren – aus Überzeugung.



[2]

Die Wespen, die Eva-Maria Bauer an diesem Spätsommertag umschwirren, lassen nicht locker. Sie wollen auch ein Stück von der Quiche. Sie sind wie Schulden, die unentwegt am Portemonnaie und am Nervenkostüm nagen.

In Eva-Maria Bauers Ausweis steht als Geburtsjahrgang 1954. Aber 65? Niemand der Gäste hier im Café von St. Petri würde das glauben, so ausgeruht und frisch wirkt Bauer während ihrer Mittagspause nahe ihrer Lieblingskirche. Sie erzählt von ihrer Arbeit („Das ist kein Job!“) mit Empathie und der nötigen Distanz zugleich, mit Lust aufs Helfen und dem Ertüfeln kreativer Lösungen, mit wenig Verständnis für die Sozialgesetze und viel Verständnis für die davon Betroffenen. Und das tut Bauer seit mehr als 20 Jahren: 1996 begann die gelernte Sozialpädagogin in der Schuldnerberatungsstelle der Stadt. Die Stadtväter und -mütter hatten das Büro 1982 gegründet, ursprünglich um Obdachlosigkeit zu verhindern – damals ein neuer Ansatz. „Manchmal schalten wir auch den Sozialpsychiatrischen Dienst oder die Beratungsstelle für Erwachsene ein“, erzählt Bauer. „Da hilft es, dass wir städtisch sind: Die Dienstwege in der Verwaltung sind kürzer.“

Eva-Maria Bauer:

Eine Beratung dauert meistens ein Dreivierteljahr. Wir beachten dabei drei Stufen: Erstens muss die Existenz gesichert sein, zweitens die Lebenssituation stabil werden, drittens müssen neue Schulden verhindert werden. Ein Haushalt braucht etwa ein Jahr, um seine Ausgaben herunterzufahren: Verträge kündigen, die Wohnung wechseln ...

Unsere Klienten kommen mit einem Wollknäuel an Problemen. Arbeitslosigkeit oder gescheiterte Selbstständigkeit, Krankheit oder Sucht, Tod des Partners, Geburt eines Kindes oder Unterhaltszahlungen. Sie sehen nur Fäden und Knoten, sie blicken nicht mehr durch. Wir helfen ihnen dabei, zu sortieren und zu erkennen, mit welchen Fäden wir beginnen sollten, um das Knäuel aufzudröseln.

Zum Beispiel Frau S. Sie ist 74 und bezieht aus Alters- und Witwenrente sowie Wohngeld fast 1300 Euro. Aber aus ihrer ersten Ehe hatte sie Schulden von gut 27 000 Euro – und stotterte die seit acht Jahren bei mehreren Gläubigern ab. Als dann auch noch die Kosten für die Bestattung ihres zweiten Mannes aufliefen, wusste sie nicht mehr, wovon sie noch leben soll. Da sind sie, die Wollfäden: der Tod ihres Gatten, der Druck ihrer Gläubiger, chronischer Geldmangel, die Sorge um ihre Zukunft – Frau S. war nervlich am Ende. Aber gleichzeitig wollte sie partout keine Insolvenz anmelden.

Das kann man verstehen, bei einer Insolvenz wird tief in den Alltag eingeschnitten. Es bedeutet, drei, häufig fünf bis sechs Jahre lang die eigenen Finanzen offenzulegen und alles abzuführen, was über den unpfändbaren Anteil hinausgeht. Manchmal geht es dennoch nicht anders. Das sehen wir vielleicht klarer als unsere Klienten.

Bei Frau S. wollten wir ihre jahrelangen Bemühungen würdigen und eine Insolvenz verhindern. Daher hat unser Entschuldungsfonds die Bestattungskosten übernommen. Außerdem haben wir eine Ratenzahlung vereinbart. Frau S. zahlt jetzt über fünf Jahre monatlich genau den pfändbaren Betrag. Damit waren die anderen Gläubiger einverstanden, weil sie wissen, dass sie in einer Insolvenz viel weniger bekämen – dann werden nämlich von den Raten zuerst die Kosten des Verfahrens gedeckt.

Den unpfändbaren Anteil am Einkommen kann einem zwar niemand wegnehmen. Wo wir allerdings hellhörig werden, ist bei Miete, Strom und Heizung – diese Schulden müssen bezahlt werden. Denn Sie haben kein Recht auf Strom mehr, wenn Sie wiederholt nicht zahlen und mit mehr als 100 Euro im Zahlungsverzug sind. Dann kann Ihr Versorger die Steckdose abschalten. Wir nehmen also den Menschen ihre Ängste, indem wir ihnen sagen: Zahle deine Miete, deinen Strom, deine Heizung. Dann bist du vorerst sicher. >

Frau Bauer, Herr Mathea, wie politisch wird man, wenn man Ihre Arbeit macht?

Bauer: Wir sehen hier täglich, welche Folgen Minijobs haben, steigende Mieten und ALG II. Leben Sie mal von 416 Euro plus Warmmiete nach SGB XII. Für viele ist die Armut ganz real. Und zugleich werden wir alle zunehmend mit Konsumgütern umworben – das macht was mit den Menschen. Denn das vermittelt ständig dieselbe Botschaft: Haste nix, biste nix. Da muss man politisch werden. Und zugleich – da machen wir uns nichts vor – tragen unsere Beratungen dazu bei, das Sozialsystem zu stabilisieren.

Mathea: Millionen Menschen in Deutschland können es sich heute nicht leisten, fürs Alter etwas auf die hohe Kante zu legen. Diese Menschen werden im Alter sehr eingeschränkt leben. Das gilt auch für die Hälfte der heute 55- bis 64-Jährigen, weil ihre Rente so niedrig sein wird. Einige sind regelrecht traumatisiert. Die haben lange gearbeitet, verlieren diese Arbeit, fallen in ALG II und sind geschockt, wie mies sie in den Jobcentern behandelt werden. Dass sie falsch beraten werden oder dass sie, die viele Jahrzehnte gearbeitet haben, genauso behandelt werden wie jemand, der nie gearbeitet hat. Ich gebe hier nur wieder, was meine Klienten erzählen. Kann sein, dass andere gute Erfahrungen dort machen.

Sie können der politisch-sozialen Frage gar nicht entgehen. Wir sind eine solch reiche Gesellschaft – wie kann es bei uns Schulen geben, in denen der Putz bröckelt? Und Leute mit zwei Jobs, die für das Alter nichts zurücklegen können? Und eine durch das Amt gedeckelte Mietzahlung, die sogenannte Brennpunkte entstehen lässt – und andererseits Viertel, in denen Sie keinen einzigen ALG-II-Empfänger finden werden?

Die sogenannte Unterschicht wird immer verwundbarer. Das ist nicht in Ordnung.

Wie schuldig sind Menschen daran, Schulden zu haben?

Mathea: Ich glaube, Deutsch ist die einzige Sprache, in der der Begriff „Schulden“ zugleich auch die moralische Schuld enthält. Das trägt dazu bei, dass wir so ungern über Geld sprechen. Insolvenz ist bei uns eine Schande. Einige Inkassobüros und Anwälte scheinen das genauso zu sehen: „Du hast Schulden gemacht, selbst schuld, jetzt bezahl auch!“

Und viele Schuldner denken und fühlen ebenso. Die wollen partout ihre Ausstände begleichen und greifen dafür auch auf ihr nicht pfändbares Einkommen zu. In den USA ist das ganz anders: Da fällst du hin, schüttelst dich und versuchst erneut dein Business. Niemand macht dir einen Vorwurf daraus.

Was muss ich können als Schuldnerberater?

Bauer: Sie sollten Menschen mögen.

Mathea: Sie sollten pragmatisch bleiben und nicht moralisch daherkommen. Rat geben ja – aber keine Besserwisserei, Ihre Klienten nicht von oben herab behandeln oder ihnen gar die Leviten lesen.

Bauer: Sie müssen natürlich die Sozialgesetze kennen, Unterhaltsregelungen, Formulare. Sie müssen kreativ denken, wenn jemand überschuldet ist: Wird da eine Tante etwas vererben? Kann die Wohnung kleiner ausfallen?

Mathea: Sie brauchen Ausdauer. Eine Beratung geht im Schnitt acht, neun Monate. Es gibt Rückschläge.

Bauer: Sie müssen sich einfach ausdrücken können. Kein Amtsdeutsch.

Mathea: Irgendwann ist mir bewusst geworden, dass ich mich anpasse: Nach fünf, sechs, sieben Minuten habe ich mich auf den Klienten eingeschwungen. Nicht nur was seine Sprache angeht, sondern auch in Lautstärke, Gesten und so weiter.

Bauer: Und Sie müssen Ihre Grenzen kennen. Vergangene Woche habe ich eine Beratung beendet – nicht weil ich keinen Fortschritt erkennen konnte, man tritt ja öfter auf der Stelle. Nein, sondern weil der Klient den Willen vermissen ließ, etwas zu ändern.

Eva-Maria Bauer und Bernd Mathea protokollieren jeden Einzelfall – und packen sie zugleich in statistische Schubladen. Zu Bernd Mathea und seinen Kollegen in der Resohilfe kamen im vergangenen Jahr 680 Klienten. Fast jeder und jede sechste davon spricht besser Türkisch als Deutsch, also bietet der Verein mittwochs eine Sprechstunde auf Türkisch an. Eine Kollegin Matheas spricht fließend Russisch, für Arabisch- und Anderssprachige rufen die Berater einen Dolmetscher hinzu.

Etwa 100 Menschen begleitet die Resohilfe jedes Jahr in die Verbraucherinsolvenz; noch mal so viele sind es bei der Schuldnerberatung der Stadt. Eva-Maria Bauer und ihre Kollegin erreichen 40 bis 50 Vergleiche im Jahr, außergerichtliche Einigungen.

Einzelschicksale, geronnen zur Statistik. Zugleich aber haben die beiden Schuldnerberater über die Jahre hinweg offenkundig ein Gefühl dafür entwickelt, welche Phänomene sich häufen, was Klischee ist und was Wirklichkeit. Ein Trend: Die Verbraucher-

insolvenzen gehen derzeit zurück. Bundesweit meldeten 2017 rund 72 000 Menschen Verbraucherinsolvenz an. Das sind viele – aber 2010 waren es noch fast 110 000. Ein Erfolg der Beratungsstellen? „Nein“, sagt Mathea und lacht, „wir versuchen zwar unser Bestes, aber das ist eher der wirtschaftlichen Entwicklung geschuldet. Auch die Unternehmensinsolvenzen, bei denen wir nicht beraten dürfen, sind ja auf einem neuen Tiefstand.“

Eva-Maria Bauer:

Bei uns sind mehr Menschen arm, als wir glauben. Allein in Lübeck lebt jeder Achte in einem ALG II-Haushalt. Man sieht das ja den Menschen zumeist nicht an, wenn man sie auf der Straße trifft. Unsere Beratung setzt da niederschwellig an. Auch zum Beispiel mit „Knappe Kasse – Clever haushalten“, einer kostenfreien Präventivberatung, bevor die Schulden bis zur Halskrause gestiegen sind. Das bieten wir seit fünf Jahren an. Dort sitzen zwei Sozialpädagoginnen und vermitteln den Umgang mit Geld, mit Krediten, mit Konsumwünschen. Sie haben im vergangenen Jahr 200 Lübecker beraten. Die Kollegen nehmen uns viel Arbeit ab, sie verhindern bei manchen eine echte Krise. Viele von uns machen ja Schulden, aber es ist wirklich ein großer Unterschied, ob jemand verschuldet ist oder überschuldet. Erst wenn es um Überschuldung geht und die Krise wirklich da ist: Dann beginnt unsere Arbeit.

Bernd Mathea:

Bei „Clever Haushalten“ arbeiten die vier Schuldnerberatungsstellen eng zusammen, neben unseren beiden noch die von Pro Arbeit e.V. und die Gemeindediakonie. Die Possehl-Stiftung finanziert das Angebot komplett und hat es jetzt gerade bis 2021 verlängert. Wenn wir auf Fortbildungen Kollegen aus anderen Bundesländern davon berichten, machen die immer große Augen: Das Präventiv-Angebot ist meines Wissens bundesweit einzigartig. Und effektiv. Ich weiß zum Beispiel von einer Frau, die besucht unsere Kollegen dort ganz regelmäßig einmal im Monat. Sie hat zwei behinderte Kinder, pflegebedürftige Eltern und einen wenig entscheidungsfreudigen Mann. Sie hat keine Riesenschulden, aber sie muss schon aufs Geld achten. Und sie ist froh um jede Hilfe. 🍷

” Wie es ist, Schulden zu haben?
Es kotzt mich an, wie viel Angst
Heiz- oder Nebenkostenabrechnung
erzeugen – lieber frieren und sparen
als nachzahlen.

Es schmerzt tiefer, als viele sich
vorstellen können, wenn man auf
Kultur verzichten muss. Es bedeutet
Schamgefühl und soziales Abseits.
Reisen oder Auszeiten oder andere
Blickwinkel sind eher unmöglich.

Waschmaschine kaputt?
Staubsaugerbeutel? Apotheke?
Briefmarken? Alles unnützer, aber
notwendiger Scheiß, der tief in den
Wochenetat schneidet.

Secondhand-Winterjacken fühlen
sich ungut an, eine Wohnungssuche
wird zur demütigenden Entblößung.
Es ist ein Verlust an Lebensqualität,
nicht schenken zu können.

Es frisst langfristig an der Seele,
bitten zu müssen.

Es ist oft hart zu sehen, wie
selbstverständlich andere bei
solchen Dingen sein können. Diese
Gedankenlosigkeit – genau das
ist eben Luxus.

Ein Schuldner aus Lübeck-St.Lorenz Nord 66

Auf einer DIN-A4-Seite

Seit zehn Jahren gibt es den Lübecker Bildungsfonds: Stiftungen, Politik, Unternehmen und Verwaltung haben sich zusammengetan, um benachteiligte Familien finanziell zu unterstützen. Unbürokratisch und auf Augenhöhe.

Text: Christian Sywottek **Foto:** Jens Umbach

Der Lübecker Bildungsfonds unterstützt Kinder finanzschwacher Familien bei allem, was sie in Kitas und Schulen selbst zahlen müssen: Mittagessen, Ganztagsbetreuung, Ausflüge, Klassenfahrten und Arbeitsmaterialien. Berechtigt sind Familien, die staatliche Transferleistungen wie Arbeitslosengeld II beziehen, aber auch Geringverdiener, die knapp über den offiziellen Bemessungsgrenzen liegen und durch die üblichen Raster fallen. Das Vorgehen ist unbürokratisch: Es gibt einen Antrag, der eine DIN-A4-Seite umfasst. Die Entscheidung darüber fällt die jeweilige Kita- oder Schulleitung. Sie gilt für ein Jahr.

Der Lübecker Bildungsfonds wird seit 2009 getragen von Kommune, Land, Wirtschaftsunternehmen und einem Stiftungsverbund, dem die Gemeinnützige Sparkassenstiftung zu Lübeck, die Michael-Haukohl-Stiftung, die Jürgen Wessel-Stiftung, die Margot und Jürgen Wessel-Stiftung, die Friedrich Bluhme und Else Jebesen Stiftung, die Reinhold Jarchow Stiftung und die Possehl-Stiftung angehören. Seit 2011 kommen die Mittel des Jobcenters hinzu. 2017 wurden mit 4,1 Millionen Euro knapp 9000 Kinder gefördert.

Die Kita-Leiterin

Stefanie Biler

Ich will, dass sich unsere Kinder ausprobieren können, dass sie sich die Welt erschließen. Deshalb müssen sie raus. Sie sollen Polizisten Fragen stellen, das Weihnachtsmärchen am Tremser Teich anschauen oder ein Stück der Lübecker Taschenoper sehen.

Außerdem geht es bei Bildung ja nicht nur darum, Wissen zu vermitteln, sondern auch um das Erleben von Gemeinschaft. Ohne den Bildungsfonds ginge das kaum. Rund ein Drittel unserer jetzt 71 Kinder wird unterstützt. Mittagessen, Kita-Beiträge, Ausflüge – im Schnitt wird ein Kind bei uns mit rund 600 Euro im Jahr gefördert. Das ist eine ganz ordentliche Summe. Drei Viertel der betroffenen Eltern beziehen ohnehin staatliche Transferleistungen, aber ein Viertel fällt durch jedes Raster, obwohl auch bei ihnen das Geld knapp ist, weil zum Beispiel die Selbstständigkeit nicht genug einbringt oder der Partner gestorben ist. Hinter jedem Fall steckt ein Schicksal.

Wir merken: Wer bei uns Hilfe beantragt, braucht sie auch. Und letztendlich

profitieren davon sowieso alle. Denn wir würden niemals ein Kind aus Geldmangel von einem Ausflug ausschließen – eher würden wir den Ausflug streichen. Und das beträfe dann alle Kinder.

Den Kindern kann das alles egal sein, und darüber bin ich heilfroh. Dass es in der Welt Gewinner und Verlierer gibt, lernen sie noch früh genug.

Die Mutter

Anja Krüger

Meine Tochter ist vier, mein Sohn sechs Jahre alt. Beide gehen ganztags in die Kita. Dort bekommen sie vieles, was ich ihnen ohne den Bildungsfonds nicht bieten könnte.

Ich bin alleinerziehend und habe 15 Jahre als Altenpflegehelferin gearbeitet, aber seit der Geburt meines Sohnes habe ich einen Minijob als Reinigungskraft – in meinem alten Beruf wäre Nachtdienst zwingend. Trotz staatlicher Zuschüsse bleiben pro Monat vielleicht 200 Euro für uns übrig. Wenn die Kinder mal wieder neue Schuhe brauchen, wird's schon eng. >

STEFANIE BILER, Leiterin der Kindertagesstätte Friedrich von Bodelschwingh:
„Auch die nicht geförderten Kinder profitieren davon.“





ANJA KRÜGER, Mutter zweier Kinder: „Respekt ist wichtig.“

JAN LINDENAU, Bürgermeister der Hansestadt Lübeck:
„Wir mussten die Systemfrage stellen.“



FRIEDRICH THORN, Leiter des Bereichs Schule & Sport:
„Von endlosen Kontrollen halte ich nicht viel.“

NILS SCHAEFER, Geschäftsführer Depolt Immobilien:
„Sollen wir sie alle der Polizei überlassen?“



Der Bildungsfonds übernimmt die Hälfte des Essensgeldes und des Kita-Beitrags – sonst könnten meine Kinder nicht ganztags dort sein. Und dann könnte ich nicht arbeiten, wir haben keine Oma oder Tante, die für die Betreuung einspringt.

Ohne den Fonds könnten meine Kinder auch nicht an allen Kita-Angeboten teilnehmen. Sie machen Ausflüge oder schauen sich eine Theatertruppe an – das kostet schon mal zehn Euro. Für mich ist das viel Geld. Also muss ich die Hilfe annehmen. Leicht fällt mir das nicht. Aber zumindest kann ich direkt mit der Kita-Leiterin sprechen. Das ist nicht so schlimm, weil wir einander kennen und ich nicht von oben herab angeschaut werde. Sie hat mich sogar selbst auf den Fonds hingewiesen.

Respekt ist wichtig. Nur so erreicht die Hilfe meine Kinder. Und ich muss nicht mehr ständig Nein sagen. Das ist ein schönes Gefühl.

Der Bürgermeister

Jan Lindenau

Der Bildungsfonds ist eine Revolution, denn er stellt die Kinder in den Mittelpunkt und nicht den Apparat, der ihnen helfen soll. Früher sind wir viel zu oft damit gescheitert: Die Eltern meldeten ihre Kinder vermehrt von der Ganztagsbetreuung ab, Sprachprobleme wurden immer deutlicher. Lehrer, Erzieher und die Verwaltung hatten resigniert, alle fühlten sich überlastet. Kein Wunder, wenn die Hilfsmöglichkeiten auf mehr als ein Dutzend kommunale Ansprechpartner verteilt sind. Mitte der 2000er-Jahre mussten wir deshalb die Systemfrage stellen.

Ich war damals Vorsitzender des Jugendhilfeausschusses. Mir war klar: Es geht um ein besseres Zusammenspiel zwischen den Ämtern und den anderen Beteiligten.

Die Bürokratie musste abgebaut werden. Mit der Zeit kristallisierte sich das bis heute bestehende Fondsmodell heraus: eine

dauerhafte Kooperation mit Stiftungen und Unternehmen, Entscheidungshoheit für die Kitas und Schulen, keine beschämenden Anträge mehr. Um das zu schaffen, mussten alle einen Blick für das große Ganze entwickeln. Für die Stadt war das ein echter Paradigmenwechsel.

Dass es diesen Fonds heute noch gibt, hätte ich damals nicht erwartet. Ich glaube, der Erfolg liegt vor allem an dem Vertrauen, von dem der Fonds getragen wird. Natürlich wird es hier und da den Einzelfall geben, wo sich mal ein Zuschuss erschlichen wird, oder eine Schule, deren Klassenfahrt etwas zu luxuriös ausfällt. Aber sollen wir deshalb wieder die klassischen Gängelbänder anlegen, unter denen alle leiden?

Gebraucht wird der Fonds auf jeden Fall. Wir haben es zwar geschafft, jedem Kind einen Zugang zu Bildung zu ermöglichen – die Quote bei der Nachmittagsbetreuung liegt in Lübeck deutlich über der vergleichbarer Städte. Aber die Bedürftigkeit nimmt weiter zu, vielfach können Menschen von ihrer Arbeit nicht mehr leben.

Der Fonds hat für die Stadt eine Kooperationskultur geschaffen, in der eine Kita-Chefin mal kurz mit dem Jobcenter telefonieren kann. Er sorgt dafür, dass wir uns an den langfristigen Bedürfnissen der Kinder orientieren statt an kurzzeitigen Förderprojekten von Land und Bund.

Und er ist der Beweis dafür, dass Politik und Verwaltung für die Bürger arbeiten können. Deshalb ist er auch zu einem Vorbild für andere Bereiche geworden, etwa für die LübeckCard: Dort haben wir verschiedene Vergünstigungen für Erwachsene gebündelt und mit einem einzigen, einfachen Antrag zugänglich gemacht. Von mir aus kann das so weitergehen.

Der Unternehmer

Nils Schaefer

Wir zahlen als Unternehmen seit 2011 in den Bildungsfonds ein. Wir wollen schließlich auch in Zukunft alle gern in dieser Stadt leben, also müssen die Bürger, aber auch Firmen ihren Beitrag leisten. Und eine Stadt lebt nun einmal maßgeblich von Bildung. Die ungebildeten Kinder von heute sind die Problemfälle von morgen. Sollen wir die alle der Polizei überlassen?

Was mich vom Bildungsfonds überzeugt hat? Geholfen wird vor Ort, also in Lübeck, unserem eigenen Einzugsgebiet. Organisiert wird er ebenfalls vor Ort, und zwar von kundigen Leuten, die einander kennen und die durch kurze Wege verbunden sind. So landen die Mittel an den richtigen Stellen. Der Bildungsfonds ist mehr als nur Werbung für eine gute Sache: Das gemeinsame Konzept sorgt für geballte Kompetenz, aber sehr einfache Strukturen.

Ein Mittagessen für jedes Kind – hungrig kann niemand lernen. Soziale Integration ist die Basis für die spätere Arbeit im Team. Außerdem wird verhindert, dass Kinder aus armen Familien abgehängt werden – sie können selbstständig und voller Tatendrang in die Berufswelt starten. Angesichts des Fachkräftemangels kann man dieses Potenzial doch nicht brachliegen lassen. Es ist schon erstaunlich, wie viel man für ein Kind schon mit kleinen Summen erreichen kann.

Der Stadtverwalter

Friedrich Thorn

Wir sind Dienstleister, keine Bürokraten. Wir wollen, dass die Schulen arbeiten können. Mit dem Bildungsfonds stellen wir Mittel und Wege bereit, über die sie eigenständig entscheiden können. Und ich habe kein Problem damit, dass wir das nicht tun. Die Schulen tragen die Verantwortung für unsere Kinder – da können wir ihnen auch das Geld überlassen. Warum sollen wir noch >

unseren Stempel aufdrücken? So einzigartig ist das übrigens nicht, bei Möbeln oder Laborausstattungen entscheiden die Schulen auch weitgehend frei. Aber beim Bildungsfonds geht es weiter: Da haben sie ein eigenes Konto, über das sie verfügen können.

Unser Job ist es zu organisieren, nicht zu lenken. Wir haben eine Vollzeit-Mitarbeiterin, die viel Zeit darauf verwendet, Fragen der Schulsekretärinnen zu beantworten: Ist diese Klassenfahrt okay? Hier ist eine Familie klamm, hat aber eigentlich keinen Anspruch auf Förderung – darf ich trotzdem? Wir sagen dann: „Wenn Sie das ernst nehmen und die Lehrer auch – bewilligen Sie es!“ Von endlosen Kontrollen halte ich nicht viel. Die verschlingen Zeit und Geld, das für den eigentlichen Zweck verloren geht. Wir kontrollieren jedes Jahr stichprobenartig die Bildungsfonds-Ausgaben von sechs Schulen und sechs Kindertagesstätten – und noch nie hat sich jemand von dem Geld Blumen fürs Büro gekauft. Die Zuschüsse zu Klassenfahrten und für Lernmaterial haben wir allerdings begrenzt, weil wir nur ein gedeckeltes Budget zur Verfügung haben.

Es geht immer um die Balance. Mit dem Jobcenter haben wir lange gerungen, um einen unnötig hohen Abrechnungs- und Kontrollaufwand zu vermeiden. Schließlich haben wir uns auf Pauschalen geeinigt. Dass es uns noch immer gibt, hat damit zu tun, dass alle, Stiftungen, Politik, Verwaltung, vom Sinn des Fonds überzeugt sind. In anderen Städten ist man mitunter neidisch. Ich sage dann immer: „Das könnt ihr doch auch!“

Kein Geld? Milchgeld, Zuschüsse für den Schulbus – wir haben damals den städtischen Haushalt durchflöht und einen tragfähigen ersten Finanzierungseinstieg gefunden. Woanders dürfte das ähnlich sein. Auch Stiftungen gibt es überall, zumindest kleine. Alles nicht zulässig? Das ist relativ. Ich muss eben Bewegungsmöglichkeiten im Gesetz finden. Das ist schließlich eine meiner Aufgaben.

Die Kontrolleurin

Vivien Wolgast

Die Jobcenter vergeben die Mittel aus dem Bildungspaket des Bundes, sie fördern also ähnliche Dinge wie der Bildungsfonds. Wir hätten das natürlich parallel laufen lassen können, aber wir haben von der Kooperation nur Vorteile. Der Bildungsfonds ist extrem niedrigschwellig, und die Entscheider vor Ort kennen den Bedarf.

Das bedeutet, dass unsere Mittel wirklich bedürftige Kinder erreichen. Außerdem haben wir durch die Auslagerung weniger Arbeit. Und weil der Bildungsfonds über unser Geld entscheidet und erst am Jahresende mit uns abrechnet, kann ein Kind zum Beispiel auch schon dann mittags essen, wenn der Antrag für den Zuschuss zwar gestellt, aber noch nicht bewilligt ist. Bei uns ginge das nicht.

Das klingt, als wollte ich möglichst viel Geld ausgeben. Und es stimmt. Ich weiß, Jobcenter wollen in der Regel Leistungen einsparen, aber ich halte das für falsch. Bei Kindern darf man nicht sparen, sonst ziehen wir uns die nächste Generation Leistungsbezieher heran.

Eine Kooperation erfordert aber auch Kompromissbereitschaft. Die Verwaltung war von Anfang an extrem engagiert und unkonventionell, und so sahen nicht wenige in uns eine Bedrohung für ihr schon damals erfolgreiches Modell. Beide Seiten mussten sich die Partnerschaft erarbeiten. Das ging nicht ohne Reibereien ab, klar, schließlich haben wir als Jobcenter mitunter strengere Vorgaben als der Bildungsfonds. Deshalb haben wir bis vor drei Jahren etwa auch für jedes Kind eine detaillierte Abrechnung angefordert, was der Verwaltung, aber auch uns als Kontrollbehörde, eine Riesearbeit gemacht hat. Irgendwann hatten wir dann genug Daten zu Mittagessen, Schulausflügen und allem anderen zur Verfügung, um uns auf Pauschalen zu einigen. Die wer-

den jetzt nur noch alle drei Jahre überprüft. Wir kontrollieren auch nicht mehr, ob mal jemand Leistungen bekommt, der keinen gesetzlichen Anspruch darauf hat. Da vertraue ich der Verwaltung. Und wenn Streit droht, etwa darüber, wer einen Schwimmkurs bezahlen soll, dann sage ich auch mal: gut, das übernehmen wir. Diese Freiheit muss man sich nehmen.

Der Schulleiter

Maik Abshagen

Der Bildungsfonds ist ein geniales Konstrukt. Hilfsangebote gibt es viele, aber meist sind die Antragswege so umständlich, dass die Hilfe nicht genutzt wird. Niemand wühlt sich gern durch seitenlange Formulare oder möchte von Amt zu Amt geschickt werden.

Der Bildungsfonds dagegen? Niedrigschwelliger geht es kaum. Das ist auch für uns als Schule wichtig. Bei uns bearbeitet eine Sekretärin sämtliche Vorgänge rund um den Bildungsfonds, sodass unser Tagesgeschäft nicht beeinträchtigt wird. Wäre das Verfahren komplizierter, könnten wir diesen „Service vor Ort“ gar nicht leisten.

Das Motto unserer Schule lautet: Wir geben Chancen. Das hat natürlich immer auch etwas mit finanzieller Unterstützung zu tun. Die Gründe, warum Eltern den Bildungsfonds nutzen, sind vielfältig. Es sind Alleinerziehende dabei, kinderreiche Familien, Ein-Verdiener-Haushalte – ja, schon das kann zu finanziellen Problemen führen.

Gut ein Drittel unserer 1100 Schülerinnen und Schüler profitiert von den Zuschüssen, relativ gleich verteilt von der ersten bis zur dreizehnten Klasse. Ganz wichtig ist beispielsweise die Übernahme von Elternbeiträgen bei der Nachmittagsbetreuung der Grundschule. Ohne diese Unterstützung würden deutlich weniger Kinder dieses Angebot annehmen und damit etwa das Lesetraining verpassen – eine wesentliche Voraussetzung für eine erfolgreiche Bildungslaufbahn. >



VIVIEN WOLGAST, Jobcenter-Bereichsleiterin Leistung:
„Bei Kindern darf man nicht sparen.“



MAIK ABSHAGEN, Schulleiter Baltic-Schule:
„Einfachheit entscheidet.“

KLAUS-PETER WOLF-REGETT,
stellvertretender Vorsitzender des Vorstands, Possehl-Stiftung:
„Vertrauen bringt Sicherheit.“



CLAUDIUS LIZINSKI, Vater von acht Kindern:
„Wir können von Glück reden.“



Ganz herausragende Bedeutung hat der Bildungsfonds auch hinsichtlich der kulturellen Teilhabe von Kindern und Jugendlichen, etwa beim Besuch von den Nordischen Filmtagen. Denn Lernen bedeutet für uns ausdrücklich auch Lernen an außerschulischen Lernorten, weshalb wir – neben den Besuchen in Theatern und Museen – immer auch thematisch bezogene Klassen- und Kursfahrten organisieren. So arbeitet das ästhetische Profil der Oberstufe eine Woche im Bauhaus Museum Weimar zum Thema „Aufbruch in die Moderne“, während das gesellschaftswissenschaftliche Profil zum EU-Parlament nach Straßburg fährt und sich intensiv mit dem Themenkomplex „Europäische Union“ auseinandersetzt. Dazu können die Schülerinnen und Schüler direkt vor Ort mit den Parlamentariern diskutieren.

Ohne finanzielle Unterstützung würden diese Kursfahrten nicht stattfinden, weil nicht alle Schülerinnen und Schüler über ausreichende finanzielle Ressourcen verfügen. Aber auch ein Ausflug in den Kletterpark oder in einen Freizeitpark ist drin, denn gerade auch an diesen Orten findet soziales Lernen statt. Der Bildungsfonds setzt da also keine engen Grenzen. Das finde ich wunderbar. Sicher, dass wir selbst entscheiden können, was für unsere Kinder wichtig ist, bedeutet auch mehr Verantwortung. Aber wollte ich die nicht übernehmen, wäre ich in diesem Job nicht der Richtige.

Die Stiftung

Klaus-Peter Wolf-Regett

Es ist schon erstaunlich, aber nach zehn Jahren funktioniert der Bildungsfonds fast von allein. Natürlich sitzen wir im Beirat und geben Anstöße – etwa dass auch Flüchtlinge mit schlechter Bleibeperspektive gefördert werden. Aber vor allem sind wir ein Finanzier. Ins operative Geschäft mischen wir uns nicht ein. Warum auch? Das Konzept ist

sinnvoll, und wir merken, dass sich alle weit mehr engagieren, als sie müssten. Muss eine Verwaltung einen Bildungsfonds managen? Nein, aber sie tut es, und zwar ausgesprochen mutig und sorgsam. Die Schulleiter kommen zu unseren Veranstaltungen, die Schulsekretärinnen bewältigen die Anträge vor Ort. Auch beim Jobcenter zeigt sich enorme Leistungsbereitschaft und eine dauerhafte Verbindlichkeit. All das gibt uns die Sicherheit, dass die Sache richtig läuft.

Der Bildungsfonds folgt einer gemeinsamen Idee – das macht die Beteiligten konfliktfähig. Und sie kennen einander – das macht sie kooperativ. Nicht umsonst pflegen wir persönliche Begegnungen, etwa indem wir Beiratssitzungen immer in einer Kita oder einer Schule abhalten. So ist über die Zeit eine Vertrauenskultur gewachsen, die weit über den Fonds hinauswirkt.

Außerdem treffen wir uns einmal im Monat mit der Verwaltung zu einem Jour fixe zu Bildungsfragen, um unsere sonstigen Aktivitäten mit der Stadt abzustimmen, beispielsweise bei der Schulhofsanierung. Die Kooperation mit den anderen Stiftungen in Lübeck hat sich übrigens ebenfalls vertieft, sodass vermehrt gemeinsame Finanzierungen möglich sind.

Natürlich kann man die Frage stellen, warum sich eine private Stiftung in der Bildung engagiert. Aber es gibt nun mal viele Familien, die durch die Raster der offiziellen Förderprogramme fallen. Sollen wir die im Regen stehen lassen?

Der Staat hat die Ganztagsbetreuung forciert, aber die Folgen nicht gut eingeschätzt – also müssen wir helfen. Das ist Linderung sozialer Not. Natürlich wäre es schön, wenn die freiwilligen Hilfen aus dem Bildungsfonds staatliche Regelleistungen würden. Aber solange das nicht so ist, bleiben wir im Boot.

Der Vater

Claudius Lizinski

Wir können von Glück reden, dass es den Bildungsfonds gibt. Sechs meiner acht Kinder gehen noch zur Schule, in die Klassen 7 bis 13. Meine Frau hat zwei Jobs, ich bin Frührentner. Wir rauchen nicht, trinken nicht, fahren nicht in den Urlaub – und doch könnten wir das alles allein nicht stemmen. Ich habe mich zunächst gestraubt, mir helfen zu lassen. Ich bin kein Typ, der vom Amt lebt. Ich war selbstständig, mit einer Vermögensverwaltung und einer Holzfirma, bis ich mir bei einem Sportunfall den Rücken verletzt habe.

Wir bekommen Zuschüsse für das Mittagessen in der Schule, aber wichtiger ist die Übernahme der Kosten für Ausflüge und Klassenfahrten. Mit der Musical AG ein echtes Musical in Eutin besuchen. Jahrgangsfahrten nach Sylt oder Amrum machen – so etwas kostet schnell mal 300 Euro. Ohne den Bildungsfonds wären unsere Kinder nicht dabei. Oder das Cheerleading-Team meiner Tochter: Das nimmt sogar an Meisterschaften teil, aber wir könnten uns nicht einmal die Fahrtkosten dahin leisten.

Der Bildungsfonds verhindert, dass meine Kinder zu Außenseitern werden. Und er stärkt die Gemeinschaft, niemand wird bloßgestellt. Ich möchte, dass meine Kinder selbstbewusste Menschen werden, mit eigenem Willen, aber auch hilfsbereit. Der Bildungsfonds unterstützt uns auch dabei, weil wir nicht ständig Geld verdienen müssen. Unsere Kinder bekommen ihre Eltern noch zu Gesicht. Das macht sie glücklich. Und nur glückliche Kinder lernen gut. 🐾



GEMEINSAM
GEHEN WIR IN DIE ZUKUNFT

Wer wie Emil Possehl den Weitblick der Hanse in die Wiege gelegt bekommt, wird immer auch an die Zukunft denken – und damit an die Menschen, die das Erreichte weiterführen werden. Die **Förderung der Jugend** ist nur folgerichtig. Daran hat sich in den vergangenen 100 Jahren wenig geändert: Noch immer geht es darum, jungen Menschen ihre Wurzeln zu vermitteln und ihre Talente zu fördern, um so gemeinsam eine solide Lebensgrundlage zu schaffen. Auf dass sie eines Tages dasselbe tun werden.

Niemand baut eine Hütte allein
*Der Geschichtserlebnisraum Roter Halm ist ein Freilichtmuseum zum Anfassen –
und ein Jugendprojekt mit weitreichenden Folgen.*

Seite 96

Platz für vieles
*Kunstrasenplätze sind strapazierfähiger als Naturrasen.
Das sorgt auch für stabile Beziehungen.*

Seite 104



[1]

Niemand baut eine Hütte allein

Der Geschichtserlebnisraum Roter Hahn sollte ein Platz werden, auf dem Kinder toben und sich ausprobieren können. Herausgekommen ist etwas viel Größeres: ein Treffpunkt, an dem Jung und Alt wachsen und sich zu Hause fühlen. Das Protokoll einer Aufbauarbeit.

Text: Dirk Böttcher **Foto:** Jens Umbach

Im Jahr 1999 steht Frank Thomas mit einer geborgten Sense auf einer Brennesselwüste und beginnt, Platz für seine Idee zu schaffen. Er ahnt zu diesem Zeitpunkt nicht, auf was er sich da einlässt, und schon gar nicht, welche Entwicklung die Sache mit dem Bauspielplatz noch nehmen würde. So richtig glauben jedenfalls kann Thomas, einer der zwei Mitgründer des Geschichtserlebnisraums Roter Hahn in Lübeck, bis heute nicht, was seitdem alles entstanden ist. Der groß gewachsene Mann mit runder Brille, schwarzer Mütze, Fellpantoffeln und abgewetzter Zimmermannshose sieht aus wie eine Mischung aus John Lennon und dem jungen Peter Lustig, dem „Löwenzahn“-Moderator. Er steht inmitten von grob gezimmerten Hütten, eine Leiter führt auf einen kleinen Turm. „Wenn Angriff ist“, sagt er, „übersieht man das Terrain von dort oben am besten.“

Das Wohnquartier Roter Hahn im Nordosten Lübecks hat wenig gemein mit dem hanseatischen Schick und der Opulenz der geschichtsträchtigen Innenstadt. Es gibt hier keine feinen Läden oder beschaulichen Fassaden, dafür ziemlich freudlose Reihenhaussiedlungen und Zweckbauten aller Art. Die Straße Pommernring wirkt an diesem Morgen wie ausgestorben, ein unscheinbarer, schmaler Pfad zweigt von ihr ab, führt vorbei an knorrigen Obstbäumen, hinein in eine andere Welt. Als hätte man sich in der Zeit verlaufen, steht man plötzlich auf einem weitläufigen Areal mit mittelalterlichen Lehmbauten und Holzhäusern. Hühner und Schafe sind zu sehen. Zwei Frauen in historischen Gewändern und mit

Häubchen im Haar spielen mit Dutzenden Kindern. Die klettern auf einem hölzernen Schiffswrack herum, das hier auf der Wiese wohl kaum auf Grund gelaufen sein kann.

Geschichtserlebnisraum ist ein sperriges Wort, aber es trifft den Kern dieser imposanten Anlage. Sie beherbergt originalgetreue Nachbauten aus der Wikinger- und der Slawenzeit, eine mittelalterliche Scheune und Holzkirche sowie ein altes Kaufmannshaus. In den Gebäuden befinden sich Feuerstellen, Lehmöfen, Möbel, Geschirr, sogar selbst gefertigte Angelhaken aus Flintstein. Ein Freilichtmuseum Marke Eigenbau, nicht nur zum Anschauen, sondern um darin zu spielen. Anfassen – ausdrücklich erlaubt oder wie Frank Thomas sagt: „Hier ist alles echt, kein Pappmaschee.“

An jedem der Häuser bauten Kinder mit, auch Rentner, Behinderte, Künstler, Arbeitslose – oder Handwerksgesellen auf Wanderschaft. Die brachte einmal sogar die Polizei, sie hatte die Wandersleute beim Trampen eingesammelt. Standesgemäß mit Blaulicht.

Frank Thomas erinnert diese Anekdoten mit einem Lächeln. Die Sonne wirft Licht durch die Regenwolken und zaubert eine fast pathetische Stimmung. Der Bauspielplatz am Rande des Terrains ist der Kern und Anfangspunkt dieses Ortes und Projektes. Thomas sagt: „So ein Bauspielplatz ist das Beste überhaupt für Kinder, da lernen sie alles, vor allem etwas gemeinsam zu schaffen. Niemand baut eine Hütte allein!“

Gegen Mittag stürmt eine Hundertschaft Kinder den Platz. Zweimal in der Woche verbringen die Hortkinder der Offenen >

Ganztagsschule (OGS) Roter Hahn hier den Nachmittag. Einige Jungs laufen sofort zum Bauspielplatz, zusammen mit einem Pädagogen wird gehämmert, gerückt, gebaut, gezankt. Am Ende steht eine neuer Brettersverschlager. „Das Highlight ist immer, wenn wir Angriff auf die Burg spielen“, sagt Thomas. „Dann gibt es zwei Mannschaften, die einen bauen Verteidigungsanlagen, die anderen stürmen.“

Thomas erzählt mit kindlicher Freude. Er sitzt mittlerweile im Haupthaus, unten im Eingangsbereich an einem großen Tisch vor seinem Laptop. Kinder wuseln um ihn herum, stellen ihm permanent Fragen. Thomas hat auch ein ruhiges Büro in der oberen Etage, aber er sagt, ohne nervende Kinder könne er nicht arbeiten.

500 000 Euro für ein neues Kloster

Beim Roten Hahn ist Frank Thomas für fast alles verantwortlich, vor allem für das Einwerben von Geldern. In einem Start-up stünde auf seiner Visitenkarte CEO. Sein Kompagnon Martin Ehlers ist der Buchhalter, war früher Punkrocker, Schäfermeister, brach eine Tischlerlehre ab und wurde Sozialarbeiter. Thomas nennt ihn „den besten Buchhalter der Welt“.

Den können sie auch gebrauchen. Hinter den Wikinger- und Slawenhütten, dem Kaufmannshaus, der mittelalterlichen Holzkirche, der Scheune und dem modernen Haupthaus stehen bis heute Investitionen von deutlich mehr als 1,5 Millionen Euro – weitere 500 000 Euro sind für den Bau eines mittelalterlichen Klosters eingeworben. Der Baugrund ist bereits ausgehoben, nach der Fertigstellung soll das Kloster für Klassenfahrten oder außerschulische Bildungseinheiten geöffnet werden. Vielleicht auch für Hochzeiten.

Mehr als 200 sogenannte Bildungseinheiten werden im Geschichtserlebnisraum jährlich angeboten. Das sind von Pädagogen und anderen Fachleuten betreute Projekte. Dazu kommen die Hortkinder der OGS und Kinder einer evangelisch-lutherischen Kita. Die Kleinen nutzen ein Langhaus nach Wikinger-Bauart. Auch eine „Talent“-Gruppe wird betreut, acht bis zehn nicht beschulbare Kinder, die zuvor Monate oder sogar Jahre kein Klassenzimmer mehr betreten hatten, weil sie gemobbt wurden oder sich im Schulalltag einfach nicht zurechtfinden. Hier kümmern sie sich um die Tiere, Lehrer unterrichten sie jeden Tag einige Stunden vor Ort. „Das funktioniert so ganz gut“, sagt Thomas.

Nara Hack tritt mit einer Schüssel Kartoffeln aus dem Haupthaus. Am Vormittag trug sie noch die mittelalterlichen Gewänder und brachte den Kindern auf spielerische Weise das Leben zu Zeiten der Hanse nahe. Jetzt bereitet sie mit einigen Kindern an der offenen Feuerstelle eine Kohlsuppe zu. Sie lächelt häufig, mit den Kindern ist ihr Ton kumpelhaft. Zusammen schneiden sie Gemüse,

stellen den gewaltigen Kochtopf auf das Feuer, rühren die Zutaten mit einer riesigen Holzkeule um. Jedes Kind darf mal ran.

„Es ist eigentlich ein Wunder, was hier alles entstanden ist“, sagt Hack. Sie ist seit der ersten Stunde dabei. „Zu Beginn hatten wir zwei Schafe von einem Bauern ausgeliehen, die brachte ich morgens mit dem VW Bus auf den Platz, damit die Kinder mit ihnen spielen konnten, und fuhr sie abends wieder zurück.“ Eigentlich wollte Hack nur ein Praktikum machen, aus Wochen wurden Monate und schließlich Jahre. „Es gibt keine bessere Arbeit als hier mit den Kindern“, sagt sie. Mittlerweile hat sie selbst eine Familie; genauer gesagt zwei, die zu Hause und die hier auf dem Platz.

Nur wenige Meter weiter basteln sich andere Kinder ein eigenes Messer oder klatschen Lehm an die Hauswände eines kleinen Fachwerkhauses. „Das wird meine neue Bäckerei“, sagt Hack stolz. Der Lehm an der Wand wird von den Kindern mit bloßen Händen verschmiert. Bis zu den Ellenbogen stecken sie in der Pampe und haben sichtlich Spaß. Pferdemist ist eine der Zutaten, aber nur zu einem Achtel, wie eine Pädagogin anfügt, die den Bau des Hauses anleitet. Auch ihre Unterarme sind lehmverschmiert.

Heute arbeiten 13 ausgebildete Pädagogen hier, alle erhalten laut Thomas dasselbe Gehalt, auch die Chefs. Dazu kommen rund zehn geringfügig Beschäftigte und Freiwilligendienste sowie bis zu 100 Ehrenamtler, die zum Beispiel auf Festen mit den Kindern Holzschwerter bauen, Angelhaken aus Flintstein fertigen, Kuchen backen, die Asservate mittelalterlicher Waffen pflegen oder einfach nur hier sind, um nicht allein zu sein. „Unsere älteste Kundin ist 90 Jahre alt“, sagt Frank Thomas. „Sie feiert bei uns jedes Jahr ihren Geburtstag, weil sie keine Verwandtschaft mehr hat.“

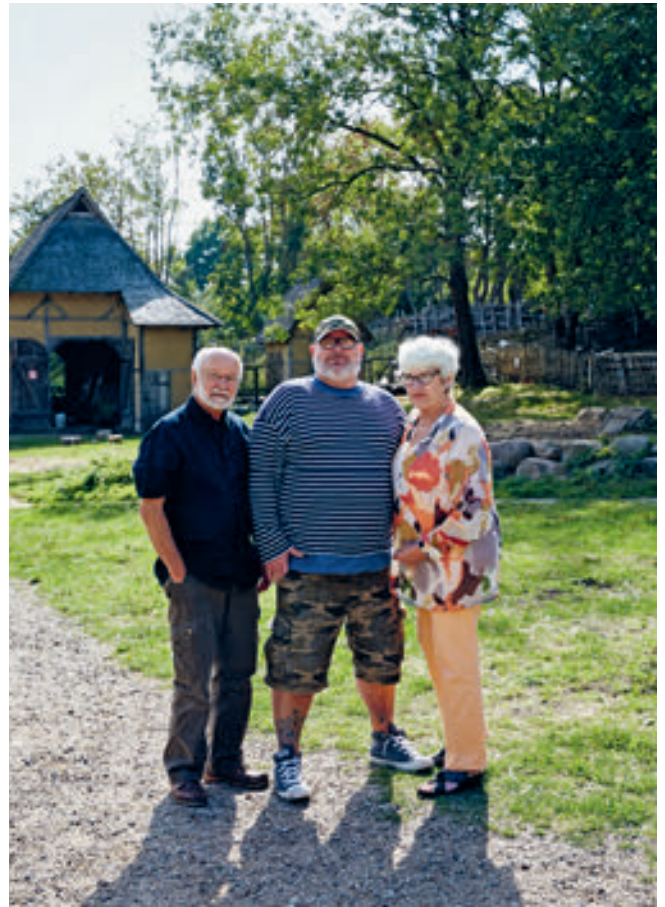
Skepsis im Jugendamt

Der Geschichtserlebnisraum bringt Menschen unabhängig von Alter oder Herkunft zusammen, unterbreitet Angebote in einem Stadtteil, der für viele nicht viel zu bieten hat. Vor allem ist es ein Ort, der jeden so sein lässt, wie er ist. Ritter-Bernd kann hier seine Begeisterung für Rüstungen ausleben, es gibt jemanden, der schmiedet, Wunder-Manfred fertigt aus Baumrinden Netzschwimmer, die frühzeitliche Fischernetze an der Oberfläche hielten, oder Taschen aus Lachshaut – die Kinder sind begeistert von diesen Tätigkeiten.

Die Dame im Jugendamt, der Frank Thomas 1998 von seiner Idee eines Bauspielplatzes erzählte, war zunächst weniger euphorisch. „Wir waren ziemlich blauäugig damals, dachten, dass doch jeder von unserem Vorhaben begeistert sein müsste.“ Das Jugendamt war es nicht. Nach langem Hin und Her hieß es: Wenn der Bauspielplatz dem Amt keine zusätzliche Arbeit mache, dann sollen sie es versuchen. 20 000 D-Mark gab es im ersten Jahr von der >



- [2] Hoch oben hat man den besten Überblick. [3] Herr des [2]
Platzes: Ohne den Sozialpädagogen Frank Thomas gäbe es
den Ort gar nicht. [4] Starke Unterstützer: Denkmalpfleger
Martin Tank, Co-Gründer und Buchhalter Martin Ehlers
und die Kuchenverantwortliche Marianne Sell (von links)
- [4]





[5]

[5] Heute gibt es Kohlsuppe: Nara Hack mit kleinen Abenteurern. [6] Ein Langhaus, wie es die Wikinger bauten. [7] So sieht Erfolg aus: Schulabbrecher bauten die Scheune vis à vis des Kirchturms. [8] Nach einem Brand 2017 wurde die Slawenhütte komplett wiederaufgebaut.



[6]

[7]

[8]



Stadt. Thomas und seine Mitstreiter konnten ihr Glück kaum fassen. „Das war für uns unglaublich viel Geld.“ Er wollte zeigen, dass er so ein Projekt zum Laufen kriegen würde. Der Standort Roter Hahn wurde ausgewählt, weil sich dort Ende der Neunzigerjahre Anzeichen einer leichten Gettoisierung andeuteten. Ein Projekt für sozialen Wohnungsbau hatte viele junge Familien in den Stadtteil geführt, nur existierten keinerlei Freizeitangebote für Kinder.

Der Bedarf für diesen Ort sei bis heute sehr hoch, deshalb ist er täglich geöffnet. „Früher, da kamen die Kinder immer in Gruppen, kleine Gangs mit echten Rabauken.“ Thomas betont das Wort Rabauken wie einen Ehrentitel. Heute kämen die meisten allein oder würden von ihren Eltern gebracht. „Bevor wir mit den Kindern heute eine Hütte bauen, müssen wir oft erst mal das Spielen mit anderen Kindern üben.“ Die Arbeit auf dem Gelände und der lange, mühsame Anfang hat ihn demütig werden lassen. „Wer das hier zwölf Jahre lang nur mit einem Bauwagen und einer Dixi-Toilette durchzieht, der wird genügsam.“ Das eigentliche Startkapital waren Einsatz und Engagement, und damit ist man ziemlich weit gekommen. Das lässt sich überall beobachten: Die Kinder spielen, miteinander, allein oder mit den Tieren. Bauen, machen, tun.

Betteln, betteln, betteln

Die Vorstellung, dass gute und sinnvolle Arbeit auch entsprechend honoriert würde, stellte sich schon früh als Illusion heraus. „So ist es leider nicht, wir müssen uns immer wieder neue Projekte überlegen, Gelder beantragen, damit wir unsere Mitarbeiter bezahlen können“, sagt Thomas. Betteln, betteln, betteln bedeute das. „Eigentlich bin ich ja Sozialpädagoge, ich möchte helfen, dass Kinder eine schöne Kindheit erleben. Mehr nicht.“ Stattdessen widmet er nun 80 Prozent seiner Arbeitszeit dem Auftreiben von Drittmitteln.

Die erfolgreiche Entwicklung in den zurückliegenden zwanzig Jahren erfordert heute auch ein höheres Maß an Koordination. Dafür ist Axel Witting da, ein Mann mit stattlichen Körpermaßen und reichlich Tätowierungen. Der Wirtschaftsingenieur hilft seit einiger Zeit dabei, professionelle Strukturen aufzubauen. Nara Hack sagt: „Hier sind alle mit Herzblut dabei, aber wir sind nicht immer effizient.“ Witting ergänzt: „Es gab stundenlange Meetings, alle redeten durcheinander. Entschieden wurde am Ende nichts.“ Heute gibt es einen Verantwortlichen für klar definierte Aufgaben. Witting war es auch, der mehr Transparenz in die Kosten der vielen Angebote des Geschichtserlebnisraums brachte. Plötzlich musste sich Frank Thomas mit Zeit- und Arbeitskraftbedarfsanalysen auseinandersetzen. Er sagt: „Das fällt uns bis heute mitunter schwer.“

Es ist Nachmittag geworden. Auf einem Tisch draußen stehen Kaffee und Kuchen. Marianne Sell hat gebacken. Thomas nennt sie

nur die „feine Dame“, sie passt so gar nicht in den Kreis der Sozialpädagogen, trägt Bernsteinklunker an Hals und Fingern. In ihrer Berufszeit war sie Sekretärin in der Kirchengemeinde. Sie lebt in der Nachbarschaft, kennt den Platz seit Jahren. Nach der Version von Thomas habe sie sich oft über die mangelnde Qualität der Kuchen bei öffentlichen Festen auf dem Platz beschwert. Nara Hack meint, es könne schon sein, dass die Kinder ab und an Salz und Zucker verwechselt hätten. Jedenfalls übernahm Sell eines Tages die nicht ausgeschriebene Stelle der Kuchenverantwortlichen. Von den Kindern hörte sie einmal: Wenn Frau Sell da ist, herrscht Ordnung.

Unterstützung durch Archäologen

Über den Platz zieht ein feines Aroma, es kommt aus der Richtung der Feuerstelle. Die Suppe ist fast fertig. Am Kaffeetisch nimmt derweil Martin Tank Platz. Ein feingeistiger älterer Herr, der auch nicht recht in die Runde passt. Auf dem jährlichen Sommerfest baut er mit den Kindern mittelalterliche Holzschwerter, inzwischen werden es wohl an die 3000 Stück sein. Er kennt sich aus mit solchen Dingen, bis zu seiner Pensionierung arbeitete er bei der Hansestadt Lübeck im Bereich Archäologie und Denkmalpflege. Dort traf er vor einigen Jahren auch Frank Thomas. Der Sozialpädagoge war bei einer Dienstberatung aufgekreuzt. „In der Runde gestandener Archäologen sagte er, er wolle ein Haus aus der Slawenzeit bauen, ob man ihm da behilflich sein könne.“ Die Reaktion bei den Kollegen war verhaltenes Amusement.

Tank schaute sich die Sache zumindest an. „Ich merkte schnell, dass Frank Thomas nicht nur Sozialpädagoge ist, sondern auch ein hervorragender Historiker, der sich bis ins Detail mit historischen Bauweisen auskannte.“ Die enge Verbindung zum Geschichtserlebnis entstand für Tank durch den Bau des alten Kaufmannshauses. „Wir hatten archäologische Spuren eines solchen 800 Jahre alten Hauses in Lübeck in den Sedimenten unter der Stadt freigelegt. Frank Thomas bemühte sich darum, es hier originalgetreu nachzubauen. Als ich irgendwann in dem fertigen Haus stand, hatte ich Tränen in den Augen.“ Tank ist heute 1. Vorsitzender des Vereins Roter Hahn. „Wenn ich auf den Platz komme, geht es mir gut.“

Das Start-up Geschichtserlebnisraum hat mit Blick auf die investierten Gelder und die Zahl der Mitarbeiter längst die Dimension einer kleinen Firma angenommen. Die vermarktete Leistung sind glückliche Kinder – und eigentlich auch Erwachsene. Ein pensionierter Unternehmensberater hatte für den Verein jüngst ehrenamtlich einen Zukunftsplan bis zum Jahr 2026 entworfen. Das Kloster soll dann fertig und in der Nutzung sein. Frank Thomas sagt, er kriege ein richtiges Kribbeln in der Hand, wenn er daran denke. >

Ein Spielplatz und seine Häuser

1999: Ein Bauwagen

markierte 1999 den Beginn des Geschichtserlebnisraums. Er steht noch heute auf dem Platz. Zwölf Jahre diente er als Büro und ein zweiter Bauwagen als Aufenthaltsraum für Thomas und seine Mitstreiter. Später kamen drei Übersee-Container dazu, die zu einer Werkstatt umfunktioniert wurden. Sie sind bis heute in Nutzung.

1999: Das wikingerzeitliche Grubenhaus [9]

wird zuerst einen Meter tief in den Boden gegraben, man sagt auch eingetieft. Darüber kommt ein Spitzdach, fertig ist die Wikingerhütte. Das erste auf dem Platz gebaute Haus entstand im Rahmen eines Sommercamps. Zu Wikingerzeiten dienten sie wohl vor allem als Werkstätten.

2000: Das slawische Blockhaus [8]

besteht aus groben Balken an den Wänden und einem Sitzdach; die offenen Fenster können mit einem Holzbrett zugeschoben werden. Innen wirkt der Bau gemütlich, der Lehmofen in der Ecke ist im Winter in Betrieb. Der Rauch kann durch Dachöffnungen sehr gut abziehen, entsprechend ist das Blockhaus eine beliebte Unterkunft für Helfer der Veranstaltungen auf dem Platz. Anfang 2017 brannte die Slawenhütte ab, inzwischen ist sie durch die Hilfe eines Zimmermanns und eines Wandergesellen wiederhergestellt. Statt mit Reet ist das Dach nun mit Holzschindeln gedeckt.

2004: Das wikingerzeitliche Langhaus [6]

war schon immer der Traum von Frank Thomas. Das 17 Meter lange Gebäude aus Fachwerk und Lehm geht auf eine frühgeschichtliche Ausgrabung beim Elisenhof in Eiderstedt zurück. Das gut erhaltene Langhaus stammt wohl aus dem achten oder neunten Jahrhundert und wurde wahrscheinlich nicht von Wikingern, sondern von Friesen bewohnt. Ein kleiner Stall grenzt direkt an den Wohnbereich, in dessen Mitte sich eine offene Feuerstelle befindet.

In einem Langhaus lebte früher eine ganze Sippe, in Lübeck bauten es Kinder und Behinderte, die sogar mit ihren Rollstühlen auf der Baustelle manövierten. Auch Frührentner, Handwerksgelegen und Polizisten waren im Team. Federführend dabei war das Büro für angewandte Archäologie. Dem Pastor gefiel der Bau so sehr, dass er darin den perfekten Ort für einen Kindergarten der evangelisch-lutherischen Kirche sah und mit einer Kindergartengruppe einzog. Auch Schulklassen und Tagesbesucher können das Haus nutzen.

2008: Die Wandstabskirche St. Nikolai

ist ein Nachbau einer Kirche in Norwegen, die um 1170 errichtet wurde. Künstler bemalten Decken und Wände mit Motiven, wie sie in einer Holzkirche in der Schweiz gefunden wurden. Europaweit existieren laut Thomas nur noch drei solcher bemalten romanischen Holzdecken aus dem Mittelalter: in Schweden, in der Schweiz und in Hildenheim. An der Wand hängt ein aufwendig bestickter Teppich, an dem eine Bauingenieurin aus Saarbrücken, die den Platz während ihres Urlaubs besuchte, drei Jahre arbeitete. Der Glockenturm steht abseits der Kirche, darin ertönt ein Nachguss der Kirchenglocke in Jesteburg, sie stammt aus dem Jahr 1193 – die Älteste in ganz Niedersachsen. Die Kirche ist geweiht, Kinder werden hier getauft und Erwachsene verheiratet. Maßgeblich am Bau beteiligt war auch der Mitgründer Martin Ehlers, der mit seinem Know-how aus einer abgebrochenen Tischlerlehre die Holzarbeiten ausführte. Gefördert wurde der Bau von der Gemeinnützigen Sparkassenstiftung zu Lübeck.

2010: Die Scheune [7]

rührte eine alte Frau, die auf dem Gelände häufig spazieren geht. „Das ist schön, dass die Schafe in der Ecke der Scheune untergebracht sind“, sagte sie zu Frank Thomas. Sie hatte als Mädchen auf einem Hof gelebt, dort gab es eine fast identische Scheune. Nach dem Krieg musste die Familie fliehen. Für die Frau war eine Erinnerung wieder Realität geworden. Gebaut wurde die Scheune von Schülern, die die Schule ohne Abschluss verlassen haben. Insgesamt wurden mehr als 2500 Lehmsteine von Hand geformt.

2014: Das Kaufmannshaus [10]

ist ein Nachbau eines Ständerbaus auf Schwellen aus dem 12. Jahrhundert, das der Vorsitzende des Vereins, Martin Tank, in der Lübecker Altstadt ausgegraben hatte. Den Bau realisierten mehr als 70 Handwerksgesellen auf der Walz zusammen mit Kindern. Sie verbrachten dafür einen ganzen Sommer auf dem Platz. Tank ging nach der Fertigstellung gleich auf Zeitreise in den Keller, um zu spüren, wie das Holz damals für die Menschen gerochen und sich angefühlt haben muss. Im Rahmen der Bauarbeiten entstand auf dem Platz eine Ziegelei für die Backsteinproduktion und ein mittelalterlicher Kran, der dank eines riesigen Laufrades durch Muskelkraft betrieben wird. Bis heute sind es Attraktionen für die Kinder.

2026: Das Kloster

soll nach dem Vorbild einer mittelalterlichen Klosteranlage aus dem 12. Jahrhundert gebaut werden. Nach der Fertigstellung werden hier Unterkünfte, Werkstätten, eine mittelalterliche Küche und ein Speisesaal für Klassenfahrten, Familienfeiern und auch im offenen Betrieb zur Verfügung stehen. 🍷



[9] Die Wikingerhütte dürfte hier eigentlich gar nicht stehen, weil Wikinger nie in Lübeck lebten. [10] Einer Lübecker Ausgrabung nachempfunden: das Kaufmannshaus. [11] Tolle Kombination: Kinder, Tiere und Natur.

[9]



[10]

[11]



Platz für vieles

Kunstrasen ist unverwüstlich und pflegearm, ideal zum Bolzen. Leider ist er in der Anschaffung teuer. In Lübeck werden trotzdem immer mehr Plätze damit ausgelegt. Denn es geht um weit mehr als ein Spiel.

Text: Stefan Scheytt

Treffpunkt für Jung und Alt

Buniamshof: Heimat etlicher Sportvereine

L Als Bereichsleiter für Schule und Sport im Lübecker Rathaus nimmt Friedrich Thorn regelmäßig an Tagungen der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Sportämter teil. Vielen Kollegen dort ist er seit Jahren bekannt als „der mit den Kunstrasen“. Aber nicht weil Friedrich Thorn in seinem Büro ein paar DIN-A4-große Kunstrasen-Musterstücke bereithält. Sondern weil Lübeck, Thorns Beritt, eine der höchsten Kunstrasendichten in Deutschland aufweisen dürfte. Ausgerechnet hat das noch keiner, „aber das könnte gut hinkommen“, meint er selbst.

Zu tun hat das mit der Lübecker Posschl-Stiftung. Deren Liste der geförderten Kunstrasenplätze in der Hansestadt beginnt 2009 mit dem des SEALS Football e. V. und endet im Juni 2018 mit dem des Fördervereins Hockeysport. Am Ende dieser Auflistung von derzeit 21 Projekten steht eine Gesamt-Fördersumme von fast neun Millionen Euro. Auf den Treffen der Sportamtsleiter sagen deshalb manche neidvoll zu Thorn: „Friedrich, du hast ganz schön Glück, so eine Stiftung im Rücken zu haben.“

Auf einen der 21 Plätze kann Friedrich Thorn sogar von seinem Büro aus schauen, zumindest im Herbst und Winter, wenn die Bäume im Park keine Blätter tragen. Nur wenige Hundert Meter Luftlinie liegen zwischen seinem Schreibtisch und dem Buniamshof, Lübecks zweitgrößtem Stadion und – wie Thorn findet – Schleswig-Holsteins schönster Leichtathletiksportstätte: eingebettet ins Grün mächtiger Bäume, Blick auf die Trave, vor der Tribüne die einzige Kunststofflaufbahn Schleswig-Holsteins mit acht Rundbahnen, ebenfalls neu belegt, eine Hammerwurfanlage und ein neues Feld für Beachvolleyballer – und dort, wo sich Fußballer und andere Sportler auf dem Grandplatz aus roter Asche 30 Jahre lang die Beine aufschürften, liegt seit 2016 der neue Kunstrasenplatz. „Ein Herzenswunsch von mir und vielen Lübeckern“, sagt Thorn. „Der schöne ‚Buni‘ ist jetzt noch schöner.“

Thorn geht ins Nebenzimmer, wo die Kunstrasen-Musterstücke liegen, außerdem mehrere durchsichtige Plastiktütchen mit diversen Sorten jenes Granulats, das zwischen die künstlichen Grashalme geschüttet wird und ihnen so Halt gibt. In einem Tütchen sind schwarze Kügelchen, hergestellt aus alten Autoreifen, wie man sie früher in den meisten Fällen verwendete – in der Umkleekabine hinterließen sie schwarze Streifen, außerdem steht das Material im Verdacht, gefährliche Ausdünstungen zu produzieren und zur Belastung von Böden und Meeren durch Mikroplastik beizutragen. Auf einer jener Tagungen der Sportämter fand Thorn jedoch einen Hersteller, der neuartiges, unbedenklicheres Granulat

anbot, das zudem nicht mehr verklumpt. „Es war teurer“, sagt Thorn mit Blick auf das zweite Tütchen, „aber wir haben schließlich einen guten Preis bekommen mit dem Argument, dass der Buni doch ein schönes Vorzeigeprojekt ist als erster Kunstrasen in Nord-europa mit diesem Granulat.“

Zu Beginn des Lübecker Kunstrasen-Booms stellte Friedrich Thorn einen auf 15 Jahre berechneten Kostenvergleich an, bei dem Folgendes herauskam: Die synthetischen Sportplätze sind zwar teurer in der Anschaffung als Aschen- und Rasenplätze, aber preiswerter bei Pflege, Wartung und Belagserneuerung. Bei den Gesamtkosten pro Jahr schlägt Kunst Natur um etwa 30 Prozent. Und wenn man die Gesamtkosten pro Nutzungsstunde errechnet, ist der Kunstrasen nicht mal halb so teuer wie ein Aschenplatz und sogar fünfmal günstiger als ein Naturrasen.

Mögen sich Fußballer darüber streiten, auf welchem Geläuf sie lieber kicken, für Sportamtsleiter und Vereinsvorstände, die das knappe Gut Spielzeit verteilen müssen, hat der künstliche Rasen einen entscheidenden Vorteil: Er ist theoretisch 24 Stunden am Tag bespielbar, nur bei Eis und Eisregen sind Sportler unerwünscht. „Der Kunstrasen“, weiß Friedrich Thorn, „ist keine Fortentwicklung des Naturrasens, sondern eine Fortentwicklung des fast immer bespielbaren Aschenplatzes.“ Der Rasen aus der Fabrik verschafft den Sportlern Raum und Zeit.

Im Buni, Heimat für knapp ein Dutzend Lübecker Vereine, benutzen außerdem drei weitere Vereine den neuen Kunstrasen: die Fußballer von SV Viktoria 08 und von Roter Stern, außerdem der American Sports Club, dessen zweites Herren-Tackleteam – die Cougars II – auf Natur spielen und auf Kunst trainieren, sowie die Lacrosse-Abteilung, eine Mannschaftssportart aus Amerika mit Schlägern und einem Hartgummiball. „Eine derartige Beanspruchung würde ein Naturrasen nicht lange überstehen“, weiß Friedrich Thorn. „Mehr als zwei- bis dreimal die Woche geht auf ihm nicht, sonst ist er schnell hinüber.“ >


„Dass wir jetzt wieder eine dritte Herrenmannschaft haben, hat auf jeden Fall mit dem neuen Platz zu tun.“

2. TSV Dänischburg: Von Wildschweinen und Maulwürfen

Es sind nicht immer die Sportler, die einen Rasen ruinieren. „Bitte Schaufel und Harke mitbringen“, schrieb Thomas Grams im Frühjahr 2018 an die Mitglieder seines TSV Dänischburg, nachdem Wildschweine den Liga- und den Trainingsplatz durchgepflügt hatten. Ein Abbruchunternehmen spendete Mutterboden, ein Bauer half mit dem Trecker, es gab Arbeitsdienste am Wochenende. Und jede Menge Ärger: Aus Sorge um die Gesundheit der Spieler verweigerten Schiedsrichter den Anpfiff, Gastmannschaften reisten wütend wieder ab und verbreiteten anschließend im Internet, es seien Maulwürfe gewesen. Das klingt lustig, ist es aber nicht für einen kleinen Verein wie den TSV Dänischburg mit gerade mal 200 Mitgliedern: ohne Heimspiel keine Einnahmen durch Eintritt, Ausschank und Würstchen, aber Kosten für das ad hoc abgereiste Schiedsrichter-Gespann sowie Platzmiete für die Konkurrenz, auf deren Gelände die Nachholspiele dann stattfinden müssen. Der Verlust des Heimvorteils kommt obendrauf. „Ohne Spesen nichts gewesen“, schrieb der Vereinsvorsitzende Grams an solchen Tagen „mit sportlichem, aber angefressenem Gruß“ via Vereins-Website an seine Kicker.

Ein paar Monate später steht Thomas Grams frohgemut auf dem „Wildschwein-Platz“, der jetzt gründlich gerichtet werden und dann ein Jahr ruhen soll. „Die Wildschweine laufen immer noch hinterm Zaun herum“, sagt Grams, „erst gestern erzählte der Stadthäger, er habe welche gesehen.“ Aber Grams ist guter Dinge, denn es ist nicht bekannt, dass sich Wildschweine für Kunstrasen interessieren. Der leuchtet, frisch verlegt in der Sommersonne gleich nebenan, wo zuvor bloß ein versandeter Trainingsplatz war, der sich „fast wie Strand anfühlte“.

Als vor einigen Jahren eine nahe gelegene Grundschule schloss und mit ihr die Turnhalle, in der Kinder des TSV Dänischburg turnten und Senioren sich zur Gymnastik trafen, wanderten manche von ihnen in Nachbargemeinden ab oder hörten auf; auch der Frauen- und Mädchenfußball sei leider ausgestorben, erzählt Vereinschef Grams. Geblieben sind insgesamt eine Handvoll Herrenmannschaf-



ten und Jugendteams. Aber Grams, der als Sozialpädagoge in der ambulanten Jugendhilfe arbeitet, stellt in seinem Stadtbezirk am nordwestlichen Rand Lübecks einen „Generationenumbruch“ fest, es zögen junge Familien zu. Er sieht neue Gesichter beim gemeinsamen Laternenumzug mit der freiwilligen Feuerwehr oder wenn nach Neujahr bei Punsch und Lagerfeuer vor dem Vereinsheim Tannenbäume verbrannt werden. Der Siedlerbund macht hier sein Grünkohlessen, die Gymnastiksenioren treffen sich im Nebenraum. Grams und ein paar weitere Ehrenamtliche versuchen zu halten, was zu halten ist, und jetzt – mit dem Modernisierungsschub durch den neuen Kunstrasen – etwas Neues aufzubauen, das Vereinsheim zum neuen Treffpunkt im Ort zu machen.

„Dass wir jetzt wieder eine dritte Herrenmannschaft haben, hat auf jeden Fall mit dem neuen Platz zu tun“, sagt Grams. Aus dem Nachbarbezirk hat schon eine Betriebssportgruppe angefragt, ob sie auf dem neuen Platz spielen kann, und zum ersten Turnier auf dem Kunststofffeld kamen 14 Freizeitmannschaften. Dieses Jahr feiert der TSV Dänischburg 1919 sein hundertjähriges Bestehen, zum großen Jubiläum soll es Veranstaltungen übers ganze Jahr geben, ein Jugendturnier, eines für Erwachsene, auch einige Feste mit der Gemeinde... Bis dahin dürfte sich auch der „Wildschwein-Platz“ wieder erholt haben. >

„Wir wollen, dass der Vater mit seinem Jungen und ein paar Freunden hier einfach auftauchen und spielen kann.“

3. Spielvereinigung Rot-Weiss Moisling: Freizeitsportler willkommen!

Der Gitterzaun um den Kunstrasenplatz der Spielvereinigung Rot-Weiss Moisling hat ein Loch. Nicht Jugendliche haben es heimlich mit Gewalt und in Zerstörungswut gemacht; das Loch wurde offiziell fein säuberlich mit einer Eisensäge oder Flex ins Gitter geschnitten, gleich neben dem abgeschlossenen Tor und genau in der richtigen Höhe, damit ein Halbwüchsiger, der auf der anderen Zaunseite sein Fahrrad angekettet hat, bequem hindurchsteigen kann: zum Kicken auf dem Kunstrasen. Und damit wirklich jeder begreift, dass er hier erwünscht ist, hängt noch ein Schild am Zaun: „Lieber Freizeitsportler, die Nutzung des Kunstrasenplatzes steht neben dem Vereins- und Schulsport auch für den Freizeitsport zur Verfügung.“

Auf dem Kunstrasen, zu großen Teilen finanziert von der Possehl-Stiftung, eingeweiht 2011 zum 100-jährigen Jubiläum der Spielvereinigung, steht Wolfgang Thieß, Moislinger „Ureinwohner“ und Ehrenvorsitzender des Vereins, ein Mann von 76 Jahren, umringt von einer Gruppe Kinder beim Elfmeterschießen. „Hab’ ich euch schon Vollspann beigebracht?“, ruft Thieß. „Guckt auf meinen Fuß!“ „Wunderbar geschossen“, kommentiert er, als sie es ihm nachtun, und fragt dann: „Spielt ihr im Verein? Dann hoffentlich bei uns!“

Wolfgang Thieß war bei der Kripo. Einbruch, Wirtschaftskriminalität, Mordkommission, „ich war für Geständnisse zuständig“, sagt er. Soll heißen: Er ist kein Sozialromantiker, er sieht die Probleme in seinem Stadtteil, den manche einen „sozialen Brennpunkt“ nennen. Thieß drückt es lieber so aus: „Wir haben eine vielschichtige Bevölkerung: Alleinerziehende, Flüchtlinge, Menschen, die jeden Euro umdrehen müssen, Moislinger mit ausländischen Wurzeln.“ Thieß schaut auf das, was in diesem Umfeld trotzdem gelingt, und will dazu beitragen, dass noch mehr gelingt. Deshalb war er Jugendtrainer, saß 30 Jahre im Vereinsvorstand, davon 18 als Vorsitzender, ist Beiratsmitglied des Förderprogramms „Soziale

Stadt Moisling“, gehört einem Netzwerk zur Gewaltprävention an, leitet bis heute gemeinsam mit einem 81-jährigen eine Ballspielgruppe für Vorschulkinder. Und ist deshalb dankbar für die Unterstützung der Possehl-Stiftung, die nicht nur den Kunstrasen möglich gemacht hat, sondern auch Geld gab fürs Vereinsheim, das ein Pächter mit türkischen Wurzeln betreibt. „Die Stiftung ist mit ihrem Engagement mitten in der Bevölkerung angekommen“, sagt Thieß, „es ist toll zu sehen, wie der Erfolg eines Unternehmens über eine Stiftung den Menschen zugute kommt, die hier leben.“

Rund 700 Mitglieder hat der Verein. „Tendenz eher nach unten, der Jugendfußball leidet“, bedauert Thieß. Aber gerade weil sich in einem Stadtteil wie Moisling nicht mehr so viele dauerhaft einbinden lassen als zahlende Mitglieder und treue Ehrenamtliche, sei es umso wichtiger, offen zu sein für jeden, der trotzdem komme. „Viele Flüchtlinge, vor allem die Familien, sind hier gut angekommen und haben eine gute Sozialprognose“, meint Wolfgang Thieß, „aber das braucht Zeit.“ Und einen Rasen, der jederzeit bespielbar ist, den man nicht mit Plastikbändern und Verbotsschildern vor Übernutzung schützen muss. „Wir wollen Freizeitsport möglich machen – dass der Vater mit seinem Jungen und ein paar Freunden hier einfach auftauchen und Fußball spielen kann. Einzige Voraussetzung: die richtigen Sportschuhe für den Kunstrasen“. Und ein Loch im Zaun als Einladung.

Integrationsmotor Sport

4 TSV Kücknitz: Kunst- und Naturgrün am Roten Hahn

Früher dachte Elisabeth Stellmacher über Kunstrasen: „So ein Quatsch, völlig unnötig.“ Inzwischen, nach ungezählten Trainings- und Spielstunden, findet sie: „Kunstrasen bringt massive Vorteile.“ Die Spielfläche ist immer eben, der Ball kalkulierbarer. Und die Kunstrasen jüngerer Generation heizen sich in der Sonne nicht mehr so schnell auf. Naturrasen ist dagegen bei Hitze knüppelhart. „Manche sagen ja, dass Kunstrasen auf die Gelenke geht und das Verletzungsrisiko größer ist, weil man in den Fasern hängen bleiben kann“, sagt Stellmacher. „Ich jedenfalls habe diese Erfahrung nicht gemacht.“ Im Gegenteil: „Auf Aschenplätzen gibt’s immer wieder böse Schürfwunden.“ Und die sind in Lübeck zum Glück immer seltener.

Elisabeth Stellmacher, 45, Heilerzieherin in einer Behinderteneinrichtung, spielt seit fast 30 Jahren Fußball. Früher in Lübecks Nachbarstadt Bad Schwartau, bis sie, als sich dort die Damenmannschaft auflöste, mit einigen anderen Spielerinnen in den Norden Lübecks wechselte, zum TSV Kücknitz von 1911 e. V. Dort liegt an der Stelle des alten Aschenplatzes seit 2012 der Kunstrasen, der Elisabeth Stellmacher von der Skeptikerin zur Anhängerin machte.

In ihrem Team ist Elisabeth Stellmacher, die mit Haarband und der Nummer fünf auf dem Rücken im defensiven Mittelfeld spielt, mit Abstand die Ältteste. Der Kader ist stabil und groß genug, um zu den Ligaspielen am Wochenende mit elf Frauen aufzulaufen. Früher gab es sogar eine eigene Mädchenmannschaft, aber wie viele andere Vereine kämpft auch der TSV Kücknitz um Nachwuchs. „Wenn sie 12, 13 Jahre alt sind, haben die jungen Leute heute oft andere Interessen“, sagt Roland Barth, der täglich im Vereinsbüro sitzt und die Geschäfte führt. Seit Jahren ist die Bevölkerungszahl im Stadtteil tendenziell leicht rückläufig, früher arbeiteten die meisten hier bei den Metallhüttenwerken und bei der Flender-Werft, beide haben längst geschlossen.

Daran gemessen, kann sich der Verein ziemlich gut behaupten: Die Mitgliederzahl sinkt zwar ebenfalls langsam, liegt aber immer noch bei knapp 1000 – damit ist von gut 18 000 Einwohnern jeder 18. Kücknitzer bei seinem Stadtteil-Verein eingetragen. Den Kunstrasen- und den Naturrasenplatz mit der Leichtathletikbahn und der Stehtribüne am Roten Hahn, wie das Vereinsgelände heißt, teilen

sich ein Dutzend Fußballmannschaften von der G- bis zur A-Jugend, dazu vier Herrenmannschaften und das besagte Damenteam um Elisabeth Stellmacher; dazu Turner und Schachspieler, Tänzer, Tischtennis- und Badmintonspieler, Karatekämpfer und Nordic Walker, Minigolfer und Leichtathleten – der TSV bildet breit ab, was der Stadtteil sportlich nachfragt. Und nicht zuletzt die werktäglich geöffnete „SportsBar“ mit Sky-Empfang, „Küchenschluss 21.30 Uhr“.

Der TSV Kücknitz, sagt Fußballerin Stellmacher, die gar nicht im Stadtteil lebt, sei mit dem Kunstrasenplatz attraktiver und moderner geworden. Der Verein konnte mit dem künstlichen Grün Anschluss halten an eine Entwicklung, die fast schon zum Standard geworden ist in Lübeck. >

„Die Kapazität für die Schule, für uns und für andere Vereine wurde schlicht verdoppelt.“

5. SC Buntekuh: Vereinsheim als Grundschulkantine

Zwei Wochenenden Ende Juni 2018: Auf der Sportanlage am Lübecker Koggenweg geht der 13. Sommercup des SC Buntekuh über die grüne Bühne, weit über hundert Mannschaften aus dem Großraum Lübeck und Schleswig-Holstein sind angereist, sogar Teams aus Hamburg, Berlin oder Güstrow sind dabei. Während zweier Wochenenden rennen bei einem der größten Jugendfußballturniere Deutschlands annähernd tausend Jungen und auch ein paar Mädchen der Jahrgänge 2005 bis 2011, G-, F-, E- und D-Jugend, von morgens 8.15 Uhr an über den Rasen der Kleinspielfelder, an denen Hunderte von Vätern und Müttern stehen, gestikulierend, anfeuernd, applaudierend, manchmal auch zeternd und schreiend. In den Spielpausen harren Kinder und Eltern unter Partyzelten aus, vespern, dösen oder kicken auf freien Rasenflächen einfach weiter bis zum nächsten Spiel; viele Familien übernachteten sogar in der Sporthalle am Rande des Geländes.

Der Sommercup findet auf frisch gemähtem Naturrasen statt, der Kunstrasen bleibt unbespielt, ausnahmsweise. Man sieht ihm an und spürt beim Drüberlaufen, dass er schon seit vielen Jahren stark genutzt wird. Als er 2009 verlegt wurde, begann der von der Possehl-Stiftung ausgelöste Lübecker Kunstrasenboom gerade erst, den Rasen damals finanzierte die Hansestadt. Vom Kunstrasen abgesehen, hat die Lübecker Stiftung beim SC Buntekuh seitdem so viele Baumaßnahmen gefördert, dass Uwe Mantik, der Vorstandsvorsitzende, sagt: „Ohne die Gelder der Possehl- und anderer Stiftungen wäre die Sportinfrastruktur, wie wir sie jetzt haben, völlig undenkbar: Unser Verein wäre kleiner, wir könnten den Menschen in unserem Stadtteil definitiv weniger Angebote machen.“

Da ist zum Beispiel der Bau einer zweiten Turnhalle. Die existierende, die zur benachbarten Grundschule gehört und von Gruppen des SC Buntekuh mitgenutzt wird, wurde 2013 von der Stadt saniert. Der Verein nahm das zum Anlass, mithilfe von seinen Unterstützern eine zweite, gleich große Halle an die zu sanierende Halle anzubauen. „Die Kapazität für die Schule, für uns und für andere Vereine wurde schlicht verdoppelt“, sagt Mantik. Anders als

Nachwuchsförderung

früher muss jetzt kein Training mehr wegen Platzmangels ausfallen, müssen Eltern ihre Kinder nicht mehr in Hallen in anderen Stadtteilen fahren.

Auch demnächst wird wieder gebaut am Koggenweg. Die alte Aschenbahn soll durch eine Kunststofflaufbahn ersetzt werden, auch ein Bolzplatz und ein Beachvolleyballfeld sollen die Anlage bald ergänzen.

Und dann ist da noch das Vereinsheim, ein riesiges Blockhaus, das vor bald 20 Jahren zu großen Teilen aus Mitteln der Possehl-Stiftung errichtet wurde. „Zuvor hatten wir gar kein Vereinsheim, mein Vorgänger verwaltete den Club von seinem Wohnzimmer aus“, sagt Vereinschef Mantik. Das Holzhaus ist ein Vereinsheim wie viele andere mit Klinkerboden und rustikalem Mobiliar, mit Vitrinen voller Pokale, Wimpeln an der Wand und künstlichem Grün in Kübeln. Was das Blockhaus zu etwas Besonderem macht: Seit einigen Jahren dient es als Kantine der Grundschule nebenan, mit der man sich auch die Turnhallen teilt. „Jedes Grundschulkind kann praktisch nicht anders, als unseren Verein kennenzulernen, weil es hier jeden Mittag isst“, sagt Mantik. 2017 wuchs die Zahl der Mitglieder, die jetzt bei rund 700 liegt, zum ersten Mal wieder seit vielen Jahren, und mehr als die Hälfte von ihnen sind Kinder und Jugendliche.

Dass der SC Buntekuh so viele Förderer habe, sei ein „absoluter Glücksfall“, findet Mantik. „Wir können einem Stadtteil, der im Lübecker Gefüge besondere Aufmerksamkeit und Zuwendung verdient, weil hier auch sozial Schwächere leben, ein attraktives Angebot machen.“ An der Fassade eines der vielen großen Miethäuser im Stadtteil steht ein Aphorismus des französischen Moralisten Joseph Joubert, der hier programmatische Kraft entfaltet: „Kultur ist nichts Sichtbares, sondern das unsichtbare Band, das die Dinge zusammenhält.“ 🐾

Mächtig gemeinnützig

23 000 Stiftungen geben in Deutschland jährlich fünf Milliarden Euro fürs Gemeinwohl aus. Sie bekommen dafür viel Lob, doch so mancher fürchtet auch ihre ökonomische Macht. Beide Seiten liegen nicht falsch.

Text: Stefan Scheytt Illustration: Joni Majer

Gut ist relativ. Gut ist es, wenn die Armen versorgt und die Jungen gefördert werden, wenn das Stadtbild verschönert, Kunst und Wissenschaft vorangebracht, gemeinnützige Einrichtungen unterstützt werden. Gut ist es aber auch, wenn demokratisch gewählte Institutionen bestimmen, was in einer Stadt wie getan wird, wenn Wissenschaftler und Künstler eigene Wege gehen, die nicht auf Anrieb nachvollziehbar sind, wenn Institutionen, die Menschen helfen, aus eigener Kraft zurechtkommen. Klar, das alles ist konsensfähig und widerspricht sich auch gar nicht – jedenfalls nicht auf Anrieb. Doch die Situation sieht anders aus, wenn es um Stiftungen geht.

Von ihren Gründern meist mit besten Absichten in die Welt entlassen, wirft der Alltag von Stiftungen häufig Fragen auf, in denen es um Grundsätzliches geht: Wie lässt sich die finanzielle Macht der privaten Stiftung mit den demokratischen Regeln der Gemeinschaft vereinbaren? Wie können Stiftungen Projekte finanzieren, ohne zugleich deren Inhalte zu verändern? Wie lässt sich eine Balance erreichen zwischen der benötigten Finanzierung einer Idee und deren ebenso nötigen Freiheit?

In Lübeck werden diese Fragen seit Jahren von vielen klugen Menschen diskutiert, bislang ergebnislos, was ihre Komplexität nur unterstreicht. Die Hansestadt hat mit der Possehl-Stiftung ein großes Geschenk bekommen, aber auch eine Last. Einerseits wäre vie-

les ohne Possehl nicht vorstellbar, andererseits ist die Stiftung kaum jemandem Rechenschaft schuldig. Possehl ist zwar ein Extremfall: Die Stiftung muss ihr Geld in Lübeck ausgeben, eine Alternative hat sie nicht. Doch sie ist auch, geliebt wie gescholten, ein Musterbeispiel für Probleme, die viele Stiftungen haben, kleine wie große.

„VolkswagenStiftung finanzierte unfassbare Tierversuche an Singvögeln und anderen Tieren.“ Als die Organisation Ärzte gegen Tierversuche, ein gemeinnütziger Verein, Anfang 2018 mit dieser Meldung an die Öffentlichkeit ging, war bei der VolkswagenStiftung in Hannover, ebenfalls als gemeinnützig anerkannt, Feuer unterm Dach. Pressesprecher Jens Rehländer hatte vorab Wind von den Veröffentlichungsabsichten der Tierversuchsgegner bekommen und sie angerufen. Seine Erklärungsversuche fruchteten nicht, und so reagierte Rehländer zeitgleich auf die vermeintlichen Enthüllungen über die „nutzlosen“ Versuche einer reinen „Neugierforschung“ mit einer Stellungnahme: Die Stiftung fördere nun mal vor allem Grundlagenforschung, und dort seien derlei Versuche in sehr seltenen Fällen – etwa in der Biomedizin – noch immer unverzichtbar. Im Übrigen seien die Versuche von wissenschaftlichen Gutachtern kritisch geprüft und von Behörden und Universitätsgremien genehmigt.

Solche Vorwürfe von Tierschützern treffen die VolkswagenStiftung immer mal wieder. Was Rehländer in diesem Fall ärgerlich fand: Ihm drängte sich der Verdacht auf, dass die Ärzte ihre Attacke bewusst während des Mediensturms veröffentlichten, der über VW

hereinbrach, als bekannt wurde, dass der Konzern in den USA Tests an Affen durchführen ließ, um zu belegen, dass die Diesel-Schadstoffbelastung dank moderner Abgasreinigung abgenommen habe. Die VolkswagenStiftung hatte mit dieser Studie allerdings nichts zu tun, und Pressesprecher Rehländer musste einmal mehr klarstellen, dass die VolkswagenStiftung eben gerade keine Unternehmensstiftung sei, auch wenn sie wegen des Namens oft dafür gehalten werde, und völlig unabhängig vom Autokonzern agiere.

Der medial ausgetragene Streit zwischen dem Verein und der Stiftung, die sich beide gemeinnützigen Zwecken verschrieben haben, wirft ein Licht darauf, wie breit das Spektrum gemeinnützigen Engagements sein kann. Die Auseinandersetzung zeigt zudem, dass das Wissen über Stiftungen – obwohl Umfragen ihnen oft ein hohes Ansehen als wohltätige Einrichtungen bescheinigen – sehr gering ist. „Stiftungen“, sagt Pressesprecher Rehländer, „sind ein höchst erklärungsbedürftiges Produkt.“

Stiftungen sind systemrelevant

Das ist nicht verwunderlich angesichts der rasant wachsenden Zahl der Stiftungen, ihres kaum überschaubaren Tätigkeitsspektrums und ihrer unterschiedlichen rechtlichen Konstruktionen: Sogenannte Anstaltsträgerstiftungen betreiben Krankenhäuser, Pflegeheime und Museen, Förderstiftungen wie die VolkswagenStiftung vergeben Millionen an Wissenschaftler, Bürgerstiftungen sind Plattformen der Zivilgesellschaft von Bürgern für Bürger und unternehmensverbundene Stiftungen wie die Robert Bosch-, Carl-Zeiss- oder Bertelsmann Stiftung halten neben ihrem Engagement die Mehrheit an großen Firmen. Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt, hervorgegangen aus dem Verkaufserlös der bundeseigenen Salzgitter AG, unterstützt Umweltschutzprojekte, die Stiftung Deutsche Knochenmarkspenderdatei (DKMS) registriert weltweit potenzielle Stammzellspender für Leukämiekranken. Und die Deutsche Rockmusik Stiftung, 1996 mit einem Startkapital von einer D-Mark gegründet, kaufte mit Fördermitteln und Krediten leer stehende Immobilien – zum Beispiel eine ehemalige Friedhofstoilette – um sie an talentierte Musiker zu vermieten. Heute verfügt sie über ein Immobilienvermögen von mehreren Millionen Euro.

„Meine Stiftung ist anders als alle anderen“ – keinen Satz höre er in der heterogenen Stiftungslandschaft öfter, sagt Felix Oldenburg, Generalsekretär des Bundesverbands Deutscher Stiftungen, und angesichts eines wahren Stiftungsbooms dürfte er diese Aussage noch lange hören: Seit der Jahrtausendwende wurden in Deutschland gut 4000 neue Stiftungen gegründet, im Durchschnitt fast 800 pro Jahr, ihre Zahl liegt heute bei rund 23 000. Stiftungen, sagt Felix Oldenburg, seien inzwischen systemrelevant: „Wenn es



von heute auf morgen keine mehr gäbe, würde man das überall sofort merken. Die rund fünf Milliarden Euro, die aus ihren Erträgen jährlich in alle gesellschaftlichen Bereiche fließen, sind etwa so viel, wie in Deutschland an Wagniskapital in Start-ups investiert wird.“

Was trotz ihrer Vielfalt 95 Prozent aller Stiftungen verbindet, ist ihre Gemeinnützigkeit. Sie ist wie ein Gütesiegel, ein Ausweis dafür, dass die Stiftungen „die Allgemeinheit auf materiellem, geistigem oder sittlichem Gebiet selbstlos fördern“, wie es in der Abgabenordnung heißt. Dort sind die gemeinnützigen Zwecke, die auch Steuerprivilegien begründen, unter 25 Punkten aufgelistet: von der Förderung der Religion und Volksbildung über die Heimatpflege, die Gleichberechtigung von Frauen und Männern, die internationale Gesinnung und Kriminalprävention bis zur Förderung der Kleingärtnerei, des Schachsports und des demokratischen Staatswesens.

Was sich wie eine klare und erschöpfende Aufzählung liest, kann im Detail jedoch äußerst strittig sein, wie eine Studie des Bundesnetzwerks Bürgerschaftliches Engagement, gefördert durch die Otto Brenner Stiftung, Anfang 2018 belegte. Studienautor Stefan Diefenbach-Trommer verschickte die weitgehend identischen Satzungen dreier fiktiver Vereine – „Musik ist Leitkultur“, „Europäische Demokraten“ und „Farbiges Deutschland“, allesamt mit einem dem Allgemeinwohl dienenden Anliegen – an 404 Finanzämter in Deutschland mit der Frage, ob diese Vereine als gemeinnützig anerkannt würden. Anlass dafür war, dass ein Finanzamt dem >



globalisierungskritischen Netzwerk Attac 2014 rückwirkend den Status der Gemeinnützigkeit aberkannt hatte, weil der Verein zu politisch sei (der Fall ist noch nicht letztinstanzlich entschieden).

Bis das Bundesfinanzministerium die Beantwortung der „Fake-Anfrage“ stoppte, reagierte fast die Hälfte der angeschriebenen Finanzämter, die über die Gemeinnützigkeit von Stiftungen und Vereinen entscheiden. Knapp die Hälfte akzeptierte die Gemeinnützigkeit nicht oder stellte Nachfragen für eine endgültige Beurteilung, die andere Hälfte erkannte auf selbstlose, also gemeinnützige Absichten. In den Medien war anschließend von „Loterie“, „Man hätte auch eine Münze werfen können“ und „Willkür“ die Rede. „Die Finanzverwaltung ist der Auffassung, dass sich gemeinnützige Organisationen nicht oder nur eingeschränkt politisch betätigen dürfen“, kritisiert Diefenbach-Trommer. „Das geltende Gemeinnützigkeitsrecht führt zu Rechtsunsicherheit und Ungleichbehandlung.“

Gemünzt ist diese Kritik auch auf die Bertelsmann Stiftung, die spätestens seit dem Buch des Journalisten Thomas Schuler aus dem Jahr 2010 („Bertelsmann Republik Deutschland – Eine Stiftung macht Politik“) Gegenstand einer Debatte über ihre Gemeinnützigkeit ist. Anlass dazu gibt unter anderem die Konstruktion der Stiftung, die rund drei Viertel der Anteile am gleichnamigen Medienkonzern hält und ihre gemeinnützige Arbeit vor allem aus den

Dividenden des Unternehmens finanziert. Experten wie Professorin Birgit Weitmeyer, Leiterin des Instituts für Stiftungsrecht an der Bucerius Law School in Hamburg – eine Hochschule in der Trägerschaft der ZEIT-Stiftung – weisen auf einen grundsätzlichen Zielkonflikt solcher unternehmensverbundenen Stiftungen hin: Einerseits sollen sie mit ihrem Vermögen ordentliche Erträge für die Erfüllung ihres gemeinnützigen Zwecks erwirtschaften. Als Mehrheitseigner des Unternehmens haben sie andererseits ein Interesse, dessen Finanzkraft zu erhalten und zu stärken. Wie zeitweise auch bei der Bertelsmann Stiftung sei die Konsequenz häufig, dass der Löwenanteil des Gewinns im Unternehmen verbleibe und sich die Stiftung mit bescheidenen Ausschüttungen abspesen lasse, die weit unter den durchschnittlichen Renditen am Kapitalmarkt liegen, in manchen Fällen sogar nur im Promillebereich.

„Es besteht die Gefahr“, urteilt Birgit Weitmeyer, „dass die geringe Ausschüttung für den gemeinnützigen Zweck nur als Feigenblatt für den eigentlich bezweckten Unternehmenserhalt dient.“ Eine Stiftung als Mehrheitseigner eines Unternehmens müsse aber – wenn diese Beteiligung dauerhaft zu wenig Ertrag abwirft – im äußersten Fall auch ihre Anteile verkaufen und in andere, lohnendere Anlagen investieren. „Das Unternehmen muss der Stiftung dienen – nicht umgekehrt“, sagt Weitmeyer. „Wenn die gemein-

nützigen Zwecke der Stiftung zu stark in den Hintergrund treten, ist sie unzulässig und droht ihre steuerliche Gemeinnützigkeit zu verlieren.“

Wo genau die Grenzen verlaufen, sei jedoch nicht definiert, bedauert die Professorin und verweist auf die USA: Dort dürfen private Stiftungen höchstens 20 Prozent eines Unternehmens halten und sind zu einer jährlichen Ausschüttung für ihre gemeinnützigen Zwecke von mindestens fünf Prozent des aktuellen Wertes ihrer Kapitalanlagen verpflichtet.

Zwanzig neue Professuren

Die Bertelsmann Stiftung sucht die Öffentlichkeit und mischt sich mit ihren Veröffentlichungen auch in den politischen Alltag ein. Das muss aber nicht so sein, nicht einmal bei großen Stiftungen. Die Dieter Schwarz Stiftung etwa versteckt sich im Vergleich fast. Sie sitzt in einem unscheinbaren Bürogebäude an einer vierspurigen Straße in der Heilbronner Innenstadt, auf zwei Metallplatten am Gebäude ist der Name des Stifters im Vorbeifahren kaum zu erkennen. So wenig die Stiftung auf Außendarstellung achtet, so unpräzise gibt sich ihr Geschäftsführer Reinhold Geilsdörfer, der beamteter Professor, Rektor und Präsident der Dualen Hochschule Baden-Württemberg war, bevor er zur privaten Stiftung wechselte. Der Stifter bleibe gern im Hintergrund, erklärt Geilsdörfer, Prahlerei und Pomp lägen ihm fern.

Der Stifter, das ist Dieter Schwarz, Gründer der Handelsketten Lidl und Kaufland, er gilt als einer der reichsten, wenn nicht als der reichste Mann Deutschlands. So unsichtbar er bleibt (er gibt so gut wie keine Interviews) so unübersehbar ist das Wirken seiner Stiftung, die als gemeinnützige GmbH firmiert. Schwarz, erklärt Stiftungschef Geilsdörfer, sei es wichtig, seiner Heimatstadt Heilbronn etwas zurückzugeben, und er wolle nicht die Vergangenheit fördern, sondern die Zukunft. Deshalb wird in Heilbronnns Innenstadt gerade das 2009 eröffnete Science Center experimenta erweitert, ein Technik-Tempel, der schon mehr als eine Million vor allem jugendliche Besucher angezogen hat.

Das zweite große Schwarz-Projekt liegt hinter dem unscheinbaren Stiftungssitz: ein Bildungscampus mit acht privaten und öffentlichen Einrichtungen, deren Studentenzahl bis 2020 auf rund 10 000 wachsen soll. Sämtliche Gebäude – Hochschulen, Weiterbildungsakademie, zentrale Bibliothek, Mensa, Forum, Parkhäuser, Studentenwohnheim – sind von der Stiftung finanziert und werden, sofern staatlich betrieben, dem Land kostenfrei überlassen. Zahlen zum finanziellen Engagement der Stiftung werden nicht genannt, es dürfte sich wohl um einen hohen dreistelligen Millionenbetrag handeln.

Schwarz' jüngste Maßnahme zum Wohl seiner Heimatstadt und zum Ausbau des Campus war ein Coup, der bundesweit Schlagzeilen machte: Die Stiftung finanziert auf Dauer 20 neue wirtschaftswissenschaftliche Professuren (inklusive der Pensionsrückstellungen für die Lehrstuhlinhaber) mit den Schwerpunkten Digitalisierung, Familienunternehmen und Unternehmensgründungen. Nicht nur die Zahl der finanzierten Lehrstühle und ihre Dauer – üblicherweise werden Stiftungsprofessuren nach fünf Jahren von den Hochschulen weiterfinanziert – sind bundesweit einmalig, sondern vor allem, dass bei diesem Hochschulprojekt Bundesländergrenzen überwunden werden: Der Partner der Stiftung, die Technische Universität München (TUM), ordnet 13 der 20 neuen Professoren dauerhaft ins benachbarte Hochschul-Ausland ab – Hochschullehrer einer bayerischen Universität im dauerhaften Dienst im Schwäbischen, das gab es noch nie.

Mit den Schlagzeilen kamen aber auch Spott und Kritik. Der ehemalige Investmentbanker, Hochschulprofessor und Buchautor („Gekaufte Forschung“) Christian Kreiß zum Beispiel fragt: „Haben wir eine Balance of Power bei den Stiftungsprofessuren? Gibt es ein Gegengewicht zu industrienahen Lehrstühlen? Wie viele Gewerkschafts-, Greenpeace-, BUND- oder attac-Stiftungsprofessuren gibt es in Deutschland?“ Die Unabhängigkeit der „Lidl-Professoren“ sei nicht garantiert, denn sie würden wohl kaum kritische Themen wie Fairtrade, Arbeitsbedingungen bei Discountern oder deren Einkaufsmacht behandeln, vermutet Kreiß, der selbst das Angebot für eine Stiftungsprofessur ausschlug.

Solche Vorwürfe kontert Geschäftsführer Geilsdörfer gelassen: „Wenn ein Professor bestimmte Themen aufgreift, kann uns das vielleicht ärgern. Aber der ist nach anderthalb Jahren Beamter auf Lebenszeit des Freistaats Bayern. Jeder Professor würde uns auslachen, wenn wir auch nur versuchten, Einfluss auf seine Arbeit zu nehmen. Und auch die TU München würde das niemals akzeptieren. Es gilt die Freiheit von Forschung und Lehre.“ Im Gegenteil, meint Geilsdörfer: „Wir liefern uns eher einer staatlichen Universität aus: Wir haben einen Vertrag geschlossen, der uns nur berechtigt zu bezahlen.“

Geilsdörfer erkennt auch keine Interessenkongruenz zwischen der Stiftung und der Schwarz-Gruppe: „Natürlich hat das Unternehmen etwas davon, wenn die Region auch dank des Campus prosperiert: Ja, dann kaufen die Menschen vielleicht mehr Joghurt bei Lidl. Aber auch bei Aldi und anderen. Der Zusammenhang ist doch sehr indirekt.“ Im Übrigen gebe es hohe Mauern zwischen Stiftung und Unternehmen: „Wir haben kein Stimmrecht im Unternehmen, und niemand aus der Stiftung sitzt dort in irgendwelchen Gremien. Umgekehrt hat das Unternehmen in der Stiftung nichts zu sagen: In der Gesellschafterversammlung gibt es keine Unternehmensvertreter.“ >

Im obersten Gremium der VolkswagenStiftung, dem 14-köpfigen Kuratorium, sitzt auf Wunsch des Stifters Niedersachsen immerhin ein Vertreter der Volkswagen AG, und dennoch ist sie keine Unternehmensstiftung. Zwar stammt ein Teil der knapp 160 Millionen Euro, die die Stiftung 2017 an Fördermitteln bewilligte – mehr als jede andere private wissenschaftsfördernde Stiftung in Deutschland – aus Dividenden von VW-Aktien, doch die gehören nicht der Stiftung, sondern dem Land Niedersachsen. Der andere Teil der Förderung resultiert aus Erträgen des Stiftungskapitals, das 1961 aus dem Privatisierungserlös von VW entstand und inzwischen auf 3,2 Milliarden Euro angewachsen ist. Auch sonst unterscheidet sich die Stiftung von vielen anderen, weil sie ihre Mittel nicht wie etwa die Dieter Schwarz Stiftung oder die Bertelsmann Stiftung in selbst initiierte Projekte steckt, sondern Wissenschaftler unterstützt, die sich auf der Homepage für eine der ausgewiesenen Förderinitiativen bewerben. Ausdrücklich dazu eingeladen sind auch Forscher mit überraschenden oder abseitigen Ideen, Naturwissenschaftler ebenso wie Geistes- oder Sozialwissenschaftler, die auch in den sogenannten kleinen Fächern der Universitäten forschen. Das kann eine Landschaftsökologin sein, die in Georgien an neuen Konzepten für eine nachhaltige Landnutzung arbeitet. Oder Linguisten, die ausgestorbenen Sprachen erforschen und für die Nachwelt erhalten wollen.

Zu den Aushängeschildern der Stiftung gehört seit 2013 das Programm „Freigeist-Fellowship“, das Forscher unterstützt, die sich mutig auf Terrain jenseits des Mainstreams wagen. Ein Auszug aus den Themen aktueller „Freigeister“: Ein Biologe erforscht Wassertransportprozesse in terrestrischen Ökosystemen, „insbesondere in tiefen, potenziell Grundwasser erschließenden Wurzeln“. Eine Kollegin untersucht die Funktion des Verwandtengeruchs bei Zebrafinken. Ein Physiker will die nukleare Abrüstung fördern, indem er die Produktion radioaktiver Materialien nachvollziehbar macht. Eine Politikwissenschaftlerin betrachtet die Verflechtungen der Geheimdienste der BRD, der DDR und arabischer Länder zwischen 1960 und 2010. Und eine Psychologin geht der Frage nach, wie Kinder in verschiedenen Gesellschaften ein Verständnis von sozialen Normen entwickeln.

„Wir kümmern uns um risikoreiche, experimentelle Forschungs-ideen, für die es bei anderen Förderern kein Geld gibt“, sagt Stiftungssprecher Jens Rehländer, „und die Stiftung nimmt bewusst in Kauf, dass Projekte auch mal scheitern oder nicht das erwartete Ergebnis bringen.“ Im vergangenen Jahr, mitten im Diesel-Skandal bei VW, legte eine Forschungsgruppe den Entwurf für ein neues schärferes Unternehmensstrafrecht vor – die Juristen merkten in ihrem Abschlussbericht dankend an, dass sie im Rahmen des Förderprogramms „Offen für Außergewöhnliches“ von der VolkswagenStiftung „großzügig unterstützt“ worden seien.

Die Macht und der Einfluss, die die Förderungen der Stiftungen begründen können, sowie die Gefahr, dass eine langfristige Abhängigkeit erzeugt wird, beschäftigen auch den Generalsekretär des Bundesverbands Deutscher Stiftungen. „Stiftungen waren immer eher eine Sache der Eliten und Entscheider, da oben“, sagt Felix Oldenburg, „denn eine Stiftung wird meist mit einem Vermögen gegründet, über das nicht jeder verfügt.“ Zu Recht würden deshalb Stiftungen, zumal Großstiftungen wie etwa jene von Bill Gates und deren Einfluss auf die internationale Entwicklungspolitik, aufmerksam und kritisch begleitet. Es gebe allerdings eine simple Regel, um Probleme zu vermeiden: „Kluge Philanthropie vermeidet Abhängigkeit. Ein Stifter, der durch eine Professur ein Forschungsfeld vorantreiben möchte, tut das am besten, indem er diese Forschung frei sein lässt“, sagt Oldenburg. „Auf das Machtgefälle, das zwischen Stifter und Empfänger entstehen kann, müssen Stiftungen heute reagieren, indem sie transparenter und partizipativ werden. Die Stiftungen müssen die Fenster aufmachen.“

So wie die Erbin und Enkelin des Unternehmers und Stifters Robert Bosch, Ise Bosch, die Anfang des Jahres den Deutschen Stifterinnenpreis erhielt. 2001 gehörte Ise Bosch zu den Gründerinnen der ersten Frauenstiftung Deutschlands. Bei filia entscheidet ein Beirat aus jungen Frauen mit darüber, welche Projekte gefördert werden. „Wir verteilen nicht einfach Geld nach unserem eigenen Gusto, sondern lassen diejenigen entscheiden, die die eigentlichen Experten sind“, sagt Ise Bosch. Dieser „transformativen Philanthropie“ gehe es darum, die herkömmlichen Machtstrukturen des Gebens aufzubrechen und Macht an die Basis zu übertragen. „Das traditionelle Modell von Philanthropie jedenfalls – ich denke mir einen Zweck aus und stelle dann ein paar Leute ein, die diesen Zweck mit meinem Geld zu verwirklichen suchen – fand ich nie attraktiv“, sagt Bosch.

Fördern und investieren

Ein gewisser Veränderungsdruck kommt aber noch von einer anderen Seite: den Niedrig- und Nullzinsen. „Es gibt kein Geld mehr aus der Steckdose“, sagt Oldenburg. Die Zeiten, in denen Stiftungen mit ihrem Geldvermögen auf den Kapitalmärkten fast automatisch Erträge für ihre Stiftungsarbeit erwirtschafteten, seien vorbei. Viele Stiftungen fühlten sich wie am Fuße eines sehr gut gefüllten Staudamms, aus dem immer weniger Wasser für den Stiftungszweck strömt.

Felix Oldenburg sieht darin auch eine Chance für ein „Update“ der Stiftungen, das zudem eine Rückbesinnung sein kann: Früher, als Stiftungen noch nicht in Kapitalmarktprodukte investierten, erzielten sie Wirkung, indem sie Wohnungen, Krankenhäuser, Pflege-



heime, Schulen oder Museen bauten und ertragreich bewirtschafteten. Dieses Modell ist nicht überholt. Auch heute könnten Stiftungen mit ihrem Vermögen viel bewirken, indem sie sich stärker als „soziale Investoren“ engagieren.

Damit wären sie nicht mehr Anleger auf der Suche nach einer Rendite für ihre Förderung, sondern gemeinnützige und unternehmerisch tätige Einrichtungen, sozusagen Grenzgänger zwischen Profitorientierung und Philanthropie. „Das wäre eine Stiftung mit zwei Händen“, sagt Oldenburg: einer fördernden Hand, die mit den Vermögenserträgen arbeitet, und einer investierenden Hand, die mit Eigenkapital, Krediten und anderen Finanzierungsinstrumenten sozialunternehmerische Projekte anstößt und betreibt. „Es geht darum, nicht mehr nur in Staatsschulden zu investieren, son-

dern in Ideen; also nicht Geld anzulegen, das künftig mehr wert ist, sondern Ideen zu finden, die Wachstum versprechen. Die Nullzinsphase macht es Sparam schwierig, aber sie eröffnet einen Markt für Unternehmer, die sozialen Mehrwert produzieren wollen.“

Deutsche Stiftungen verwalten heute ein Vermögen von geschätzt hundert Milliarden Euro. Aber es könnten mehr sein, findet Felix Oldenburg, es kaffe eine Stiftungslücke, denn durch die steil steigende Vermögensentwicklung gebe es mehr Geld als jemals zuvor, das einen Sinn sucht: „Noch nie stand so viel Geld vor der Tür des Stiftungssektors. Das möchten wir abholen. Wenn wir nicht zeigen können, dass Stiftungen ein Ort des Unternehmertums für die Gesellschaft sind, werden sie zwar überleben, aber von der nächsten Generation nicht mehr angenommen.“



Possehl-Stiftung in Zahlen

Alter der Stiftung, in Jahren: -----	100
Zahl der Vorsitzenden seit 1919: -----	17
Zahl der Mitglieder im Stiftungsvorstand im Jahr 2018: -----	19
Zahl der Mitglieder im Arbeitsausschuss im Jahr 2018: -----	6
Zahl der Mitarbeiter der Stiftung: -----	6
davon in Teilzeit: -----	5

Aufwendungen der Stiftung für den Geschäftsbetrieb im Jahr 2017, in Tausend Euro: -----	740
Anteil der Aufwendungen der Stiftung für den Geschäftsbetrieb an der Gesamt-Fördersumme im Jahr 2017, in Prozent: -----	3,7

Gesamt-Fördersumme der Stiftung seit 1950, in Millionen Euro: -----	391
Gesamt-Fördersumme der Stiftung seit 1999, in Millionen Euro: -----	331

Kleinste bisherige Fördersumme der Stiftung („Kranz für Beerdigung“), in Euro: -----	40
Größte bisherige Fördersumme der Stiftung aus laufenden Stiftungsmitteln („Umgestaltung der Fußgängerzone vom Klingenberg bis zum Schranken“), in Millionen Euro: -----	4,3
Größte bisherige Fördersumme aus Sonderausschüttungen der Possehl-Gruppe („Bau des Hanse-Museums“), in Millionen Euro: -----	42

Anträge im Jahr 2000: -----	281
Anträge im Jahr 2010: -----	441
Anträge im Jahr 2018: -----	469

LINKS: EUROPÄISCHES HANSEMUSEUM

Nicht nur Architekturliebhaber pilgern seit der Eröffnung im Mai 2015 in das Europäische Hansemuseum an der Untertrave in der nördlichen Altstadt Lübecks: Die Geschichte der Hanse lockt auch Geschichts- und Lübeck-Liebhaber in das mehrfach ausgezeichnete Museum. 2018 strömten 103 000 Besucher in das Haus.

Gesamtsumme der Aufwendungen für die Sanierung von Gebäuden in der Altstadt Lübeck seit 1999, in Millionen Euro: -----	45
Zahl der Gebäude in der Altstadt Lübeck, die auch mit Mitteln der Stiftung saniert wurden: -----	800
Zahl der von der Stiftung vergebenen Preise: -----	5
Zahl der bisher vergebenen Musikpreise: -----	54
Zahl der bisher vergebenen Ingenieurpreise: -----	35
Zahl der bisher vergebenen Preise für Internationale Kunst: -----	1
Zahl der bisher vergebenen Kunstpreise für Lübecker Künstler: -----	1
Zahl der bisher vergebenen Preise für Zeitgenössische Musik: -----	1
Zahl der Beteiligungen der Stiftung im Jahr 2018: -----	3
Grad der Beteiligung der Stiftung am Europäischen Hansemuseum, in Prozent: -----	100
Grad der Beteiligung der Stiftung am TheaterFigurenMuseum, in Prozent: -----	100
Grad der Beteiligung der Stiftung am Figurentheater, in Prozent: -----	50
Zahl der Besucher des Europäischen Hansemuseums im Jahr 2018: -----	103 000
Zahl der Besucher des TheaterFigurenMuseums im Jahr 2017: -----	15 500
Zahl der Besucher des Figurentheaters im Jahr 2017: -----	18 500
Zahl der Aufführungen des Figurentheaters im Jahr 2017: -----	366

RECHTS: THEATERFIGURENMUSEUM
 Etwa 30 000 Marionetten, Stabfiguren,
 Handpuppen, Schattenfiguren – eine der
 größten Theaterfigurensammlungen der Welt
 – halten in Lübeck gerade Dornröschenschlaf.
 Zum Glück ist der nur vorübergehend. Das
 Museum wird momentan mit Mitteln der
 Stiftung saniert. Voraussichtlich Ende 2021
 wird es am Kolk neu eröffnet.



Lübecker Allerlei

Ein kleines Portfolio der guten Taten

Text: Peter Lau **Foto:** Antonina Gern, Enver Hirsch, Jens Umbach

Emil Posschl formulierte es in seinem Testament eindeutig: die Früchte seines Lebenswerkes mögen in Zukunft seiner geliebten Vaterstadt zugute kommen. Er legte auch die Bereiche fest, in denen seine Stiftung arbeiten sollte: für die Erhaltung des schönen Bildes der Stadt und ihrer Anlagen, die Förderung der Jugend, die Pflege von Kunst und Wissenschaft, die Linderung der Not der Bedürftigen. Auf Details ging er allerdings nicht ein.

Wo und wer? Warum und wofür? Wie genau? Mit wem? Und wie lange? Keine Angabe – doch die Offenheit im Vermächtnis des wohlthätigen Hanseaten kann man auch als Qualität betrachten. Denn sie ermöglicht der Stiftung, ihre Mittel nicht einfach nur zu verteilen, sondern als ein verlässlicher Begleiter und Ermächtiger zu agieren: Sie unterstützt Menschen, Ideen und Projekte, schiebt an, ermuntert und ermutigt. Das tut sie mit Respekt und Augenmaß, mit großen und kleinen Budgets, mit Partnern

und Preisen – und stets offen für alles. Eine solche Herangehensweise mag im ersten Moment verwegen klingen, aber tatsächlich ist sie klassisch unternehmerisch: Die finanziellen Mittel werden in Menschen, Institutionen oder Orte investiert in der Hoffnung, dass die soziale, gesellschaftliche oder kulturelle Rendite deutlich größer ist als das eingesetzte Kapital. Die Stiftung will Geld in Chancen verwandeln. Und das funktioniert – auf sehr unterschiedliche Arten, wie die folgenden Beispiele zeigen.



Katharina (links) und Anouchka kann man rund um die Welt live hören oder auf ihrer Website: www.cello-piano.de

Vertrauen

Katharina und Anouchka Hack sind Geschwister. Sie leben zusammen und machen zusammen Musik. Katharina spielt Klavier, ihre Schwester Cello. Katharina hat in der gemeinsamen WG einen Steinway-Flügel stehen, Anouchka spielt auf einem Cello, das 1750 von Bartolomeo Tassini in Venedig gebaut wurde und „locker mit Instrumenten mithalten kann, die über eine Million Euro kosten“, wie sie stolz erzählt.

Das Cello war der Preis in einem Wettbewerb des Deutschen Musikinstrumentenfonds und ist eine Leihgabe. „Da wäre ich wahrscheinlich nie eingeladen worden“, glaubt Anouchka Hack, „wenn wir nicht 2017 den zweiten Platz beim Musikpreis der Possehl-Stiftung belegt hätten.“

Die Schwestern sind mittlerweile gern gesehene Gäste bei Festivals vor großem Publikum, sie bestreiten gut 30 Auftritte pro Saison. Und sie engagieren sich bei „Live Music Now“, einer Initiative, die klassische Musik an ungewöhnliche Orte bringt. Damit treten sie in Behinderteneinrichtungen auf, in Krankenhäusern, oft auch in Schulen. „Wir spielen den Kindern etwas vor und sie dürfen danach die Gefühle nennen, die sie mit der Musik verbinden. Da fallen Begriffe wie Liebe, Wut, Trauer, Fröhlichkeit.“

Diese Konzerte seien „der schönste Teil des Musikersdaseins“, sind sich die beiden Schwestern einig. „Lebendig. Unmittelbar. Und wenn zwei Kinder wie aus einem Mund sagen, das war sooo schön, dann trägt dich das noch eine ganze Weile.“



Seelenbalsam

Das Katharineum, die Holstentorhalle, das Marienwerkhaus und das Gründungsviertel sind Wahrzeichen Lübecks – wenn auch nicht unbedingt touristische. Und das ist auch ganz richtig so. Denn Wahrzeichen heißt nichts anderes als: das Symbol für eine Stadt. Für Touristen ist das in der Regel etwas besonders Auffälliges, in Lübeck das weltweit einmalige Holstentor. Für die Einheimischen dagegen drücken die Wahrzeichen zuerst einmal eine besondere Qualität ihrer Heimat aus. Es geht weniger um Schauwerte, als darum, was dort passiert ist und noch geschehen wird.

Was das bedeutet, ist am Katharineum gut zu sehen. Das 1531 gegründete Gymnasium steht für das große Interesse an klassischer Bildung im Lübecker Bürgertum, dessen Werte sich bis heute im Angebot der Schule wiederfinden: Bereits ab Klasse 5 können die Schüler Latein, ab Klasse 9 Altgriechisch lernen. Andererseits laufen die Computer der Schule mit Opensource-Soft-

ware und setzen auf das Betriebssystem Linux – damit sieht man sich für die Zukunft langfristig gerüstet. Zwei sich scheinbar ausschließende Werte, Tradition und Fortschrittswille, vereint in einer Institution – das Katharineum ist ein perfektes Beispiel für das, wofür Lübeck steht.

Die Possehl-Stiftung hat sich den Wahrzeichen der Einheimischen verschrieben. Sie förderte den Umbau und die Sanierung der Holstentorhalle, Arbeiten an St. Marien und dem Marienwerkhaus, der Kunsthalle St. Annen und dem Katharineum mit jeweils erheblichen Summen.

Klar, Verschönerung der Stadt könnte man sagen. Aber es geht weit darüber hinaus – an diesen Orten zeigt sich die Seele Lübecks. Kein Wunder also, dass die Stiftung sich jetzt auch im Gründungsviertel bei der Sanierung der Keller engagiert: Dort, wo die Vergangenheit auf die Zukunft trifft, entwickelt sich die Zukunft Lübecks.



Die Vielfalt der Stadt zeigt sich auch in ihrer Architektur:
Katharineum (links oben) und Holstentorhalle



Zum Schönen und Guten Lübecks, das Emil Possehl fördern wollte, gehört jetzt auch Dalila Juan.

Ermutigung

Zahr Alriba ist 19 und mutiger als die meisten Menschen. Sie wuchs in Bagdad auf, bis ihre Familie 2014 nach Falludscha zog. Dort lebten sie noch zwei Jahre, bevor sie den Irak verlassen mussten. Sie flohen nicht nur vor dem Krieg: Eine ihrer kleinen Schwestern hat eine Krankheit, die besondere Medikamente erforderte – die Familie verließ die Heimat, um sie zu retten.

Ihre Flucht endete 2016 in Lübeck, wo die Familie auf Asyl wartet. Zahr Alriba besuchte einen Deutschkurs, „aber der war nicht gut, da habe ich nicht viel gelernt“. Als sie von dem Flüchtlingsprojekt Flow hörte, das Lübecker Bürger als Unterstützer an Geflüchtete vermittelt, bemühte sie sich dort um eine Mentorin, mit der sie die Sprache lernen konnte. Und fand Leonie. „Sie war die erste Deutsche, die ich getroffen habe. Sie hat mir ganz, ganz viel geholfen.“

Leonie wurde mit der Zeit eine gute Freundin. Sie verließ Lübeck für ihr Studium, aber der Kontakt brach nicht ab. Zum Glück, sagt Zahr Alriba.

Die junge Irakerin hat mittlerweile einen Hauptschulabschluss, auch dabei half Flow, und fand über einen Arzt, der sich um ihre Schwester kümmert, eine Ausbildung als pharmazeutisch-kaufmännische Angestellte. „Ich wollte schon als Kind Apothekerin werden. Ich weiß, ich muss dafür noch Abi machen, aber ich fange jetzt so an.“

Zahr Alriba hat sich mit 17 Jahren in einem fremden Land, in dem sie sich nicht verständigen konnte, aus eigenem Antrieb Menschen gesucht, die ihr halfen, ein neues Leben zu beginnen. Ihren echten Namen möchte sie nicht nennen, und das ist ihr gutes Recht. Sie ist jetzt eine starke Frau – sie kann das selbst entscheiden.

Eigeninitiative

Dalila Juan spricht leise und präzise – sie ist niemand, die sich nach vorn drängt. Das zeichnet auch ihr Projekt aus, das sie vor vier Jahren, sie war gerade 13, mit einer Freundin für ihre Schule konzipierte: ein Kurs, der jungen Schülern Lernmethoden und Ordnungssysteme nahebringt, sie also das Lernen lehrt – Ermächtigung zur Selbstermächtigung. Zudem wurden die Teilnehmer mit Nachhilfe gezielt auf Klassenarbeiten vorbereitet.

Die Idee war ein Riesenerfolg, es gibt das Projekt bis heute. Die Ernestinenschule zu Lübeck, an der die Tochter argentinischer Einwanderer bald Abitur macht, bewirbt es mittlerweile sogar auf ihrer Website unter dem Titel „Besser lernen“.

Und Dalila Juan erhielt ein Stipendium der Start-Stiftung, das die Possehl-Stiftung mitträgt. Damit konnte sie sich einige Extras leisten wie ein außerschulisches Sprachdiplom. Und bekam Zugang zu besonderen Kursen: lernte viel über Computer, Projektmanagement, Fundraising, kreatives Schreiben oder Persönlichkeitsentwicklung. „Ich freue mich aufs Studium“, sagt sie heute. „Und wenn es geht, möchte ich später in den diplomatischen Dienst eintreten.“



Zahr Alriba wollte nicht fotografiert werden. Sie sagt, das passe nicht in ihre Kultur.



Im Lübecker Dom Weihnachtslieder von den Wiener Sängerknaben hören – schön, oder?



Respekt

Christian Lühns wurde 2012 mit dem Ingenieurpreis der Possehl-Stiftung ausgezeichnet. Er kaufte sich von dem Preisgeld ein Rennrad, und man sieht ihm an, dass er es intensiv nutzt. Er hatte zuvor als Student der Fachhochschule sein Diplom im Studiengang Physikalische Technik über „Hologoskopie – Holographische optische Kohärenztomographie“ geschrieben und einen Prototyp gebaut, für den er Patente bekam, die bis heute gelten. „Wobei der Witz war, dass wir uns das Wort Hologoskopie selbst ausgedacht hatten, das gab es damals nicht“, erzählt er. „Aber auf einem Kongress, auf dem ich neulich war, wurde wie selbstverständlich ein Workshop zu Hologoskopie angeboten – das war stark.“

Hologoskopie ist ein Verfahren in der Medizintechnik, das es ermöglicht, einen Körper dreidimensional darzustellen, mit sämtlichen Gewebestrukturen, Blutgefäßen und so weiter, sodass er ohne Eingriff untersucht werden kann. Lühns erklärt: „Sie können etwa einen Flug durchs Auge machen und haben eine Auflösung, mit der sich kleinste Fehler diagnostizieren lassen.“

Inzwischen arbeitet der Ingenieur für ein Unternehmen an der Serienreife seiner Entwicklung. Nichts gegen die Wissenschaft, sagt der 34-Jährige, aber: „Es macht viel mehr Spaß zu forschen, wenn man weiß, dass die Arbeit eines Tages konkret Menschen nützen wird.“

Glück

Das Schleswig-Holstein Musik Festival? Freude! Schöner! Götterfunken! Mehr als 200 Konzerte an mehr als 100 Spielstätten hatten im vergangenen Jahr rund 173 000 Besucher – und die wissen genau, wie das gemeint ist. Erst recht, wenn sie das Glück hatten, Ende Juli Daniel Hope mit seinen musikalischen Freunden und Wegbegleitern in Lübeck in intimer Atmosphäre zu erleben, zum Beispiel in der Stadtbibliothek, im Audienzsaal des Rathauses oder im Museum Behnhaus Drägerhaus.

Die elf Konzerte waren so etwas wie eine musikalische Reise zu einigen besonders schönen Orten der Stadt und für viele wohl der Höhepunkt des Musiksommers. Sie zeigten aber auch, dass der 1973 im südafrikanischen Durban geborene Stargeiger, der in Lübeck studiert hat, es ernst meint, wenn er sagt, dass er die Hansestadt immer noch sehr liebt. Eigentlich kein Wunder, dass das auf Gegenseitigkeit beruht.

Doch so besonders der Konzertmarathon auch gewesen sein mag: Das Festival, das von der Possehl-Stiftung seit 23 Jahren, unterstützt wird, ist viel größer als die Summe seiner Teile. Es ist eine Veranstaltung, die mehr für die Popularität klassischer Musik tut, als es jede Werbekampagne könnte. Mit Stipendien und Meisterkursen kümmert es sich nachhaltig um den Nachwuchs, während es zugleich mit seinen sorgfältig kuratierten Schwerpunkten auch bei langjährigen Klassik-Fans für Überraschungen sorgt. Aber vor allem erzeugt es, wie ein Dynamo, über Wochen hinweg Wellen des Glücks. Kann man von Kunst mehr erwarten?



Christian Lührs entwickelt die Hologkopie weiter, um Menschen zu helfen.

Selbstbestimmung

Antoinette Moore lebt im Herzen von Lübeck im Füchtingshof, einer Wohnanlage von 1639, die einst Witwen von Schiffern und Kaufleuten vorbehalten war. Es ist ein idyllischer Hof mit günstigen Mieten, perfekt renoviert unter anderem mithilfe der Possehl-Stiftung, in dem bis heute ausschließlich Frauen leben. 14 Nachbarinnen seien sie, erzählt Antoinette Moore beim Tee in ihrer kleinen Wohnung, wo die Bilder an der Wand in Petersburger Hängung angeordnet sind und auf einem Regal ein guter, schwerer Plattenspieler steht.

Die 67-Jährige hat ein abenteuerliches Leben hinter sich. Sie war nach einer Fotografinnen-Ausbildung nach Paris gezogen und lebte dort als Freiberuflerin von Job zu Job. „Die ewige Frage war: Wie komme ich über die Woche? Erst hatte man nichts, dann kam ein Anruf, irgendein Auftrag, und zwei Tage später hatte man wieder ein paar Tausend Francs.“

Eine Freundin empfahl sie 1975 dem japanischen Modedesigner Kansai Yamamoto, für den sie bis 1994 tätig war. Sie war weltweit unterwegs und traf all die berühmten Klienten – auf ihrem Regal steht ein Bild, das ihr Yamamoto und David Bowie gezeichnet haben. Sie überwinterte jahrelang auf Tobago, wo sie auch heiratete – „Ich fand, Moore ist ein cooler Name“ –, bis es sie zurück in die Heimat zog: erst in ihren Geburtsort Ratekau und schließlich nach Lübeck.

Dort entwickelte sie als Köchin ein Tapas-artiges Konzept für das Lokal eines Freundes und begleitete nebenbei Yamamotos Mega-Events in Moskau und Hanoi. Vor ein paar Jahren sah es kurz so aus, als würde sie es nicht bis zur Rente schaffen. „Ich dachte: Ist doch egal, ich hatte ein super Leben, besser wird es nicht. Aber dann haben meine Freunde gesagt: Du Feigling, bleib noch einen Augenblick.“

Und so ist sie noch da, die Bohemienne in der Lübecker Altstadt. Inzwischen arbeitet sie zwei Tage die Woche für die Overbeck-Gesellschaft, außer sie ist mal wieder unterwegs, in Japan, Griechenland, Paris und wer weiß wo. Sie kann entspannt losziehen – es gibt genug Frauen um sie herum, die sich um ihre Katze kümmern.



Antoinette Moore ist durch die ganze Welt gezogen und nun in der Altstadt im Fuchtinghof angekommen.

Was machen wir morgen?

Der 100ste Geburtstag ist ein guter Anlass innezuhalten, sich zu erinnern, Bilanz zu ziehen. Und zu planen: Wie geht es weiter? Wo wollen wir hin? Was beschäftigt uns in den kommenden Jahren? Antworten mag es viele geben. Stiftungsvorstand Max Schön hat etwas Wichtigeres: viele Fragen.

Wie können wir langfristig denken und zugleich kurzfristig handeln?

Was wird Lübeck in **10** Jahren brauchen?

Was wird Lübeck in **50** Jahren brauchen?

Was wird Lübeck in **100** Jahren brauchen?

Was fehlt in der Welt?
Welche Rolle kann **Lübeck**
in **Europa** einnehmen?
Was können wir besser als andere?
Und wie können wir das weitergeben?

Sind wir auf dem Weg in eine
Zweiklassengesellschaft?
Wie können wir das verhindern?
Können wir unser Bildungssystem
noch durchlässiger machen?

Wollen wir auch künftig vor
allem andere fördern oder
häufiger selbst aktiv werden?

Wie sieht die **Mobilität der Zukunft**
aus? Was wird die Menschen künftig in die
Innenstädte ziehen? Welche Infrastruktur
werden wir benötigen?

Warum sollte jemand
in Lübeck leben wollen?

*Wie können wir die vielen Geflüchteten,
die neuen Lübecker, in die Stadt integrieren?*

**Wem gehören unsere
Daten, und wie gehen
wir mit ihnen um?
Welche Strukturen
müssen wir für die
Digitalisierung bauen?
Wie kann eine digitale
Bürgergesellschaft
aussehen?**

Was für eine Stadt wünschen sich
die jungen Menschen?

**Benötigen wir neue Spezialisten
für neue Probleme?
Was genau müssen sie können?
Woher bekommen wir die
Experten, die zwischen den Welten
vermitteln können?**

**Wie wird Lübeck
wahrgenommen?
Und wie können
wir dieses Ansehen
verbessern?**

Wie kann die Zusammenarbeit mit der Politik funktionieren?

Wie gehen wir mit dem
gesellschaftlichen Wandel um?
Welche Menschen braucht
Lübeck in der Zukunft?

**Und mit welchen
guten Argumenten locken
wir sie hierher?**

Wem gehört die Stadt?
Wie erreichen wir mehr
Bürgerbeteiligung?
Wie fördern wir den
gesellschaftlichen
Zusammenhalt besser?

Was wünschen sich die Lübecker
für ihre Stadt – und wie
erreichen wir das **gemeinsam?**

VOM KAUFMANN ZUM REICHSTEN BÜRGER DER STADT



Axel Schildt | Possehl – Geschichte und Charakter einer Stiftung
1. Auflage 2019 | ca. 320 Seiten ISBN 978-3-648-12570-0
€ 34,95 [D] | € 36,00 [A] | Lieferbar ab 29.04.2019

Zum ersten Mal erzählt:

Geschichte

der Possehl-Stiftung, aufgearbeitet vom Historiker Axel Schildt, der den Weg des Unternehmers Emil Possehl samt Gründung und Aufstieg seiner Stiftung anschaulich mit der Lübecker Stadtgeschichte verwebt

und Charakter

entschlüsselt vom Journalisten Marc Winkelmann, der die Wegmarken der Stifter- und Stiftungsbiografie in Verbindung bringt mit der Persönlichkeit und Steuerung

einer Stiftung

deren Auftrag es ist, das Gemeinwohl in Lübeck zu fördern, und das seit 100 Jahren.

JETZT IM HANDEL!

Mehr Informationen unter
www.murmann-verlag.de
www.haufe.de





